

Bessarabiens Mitteilungsblatt

H 4888 D



76. Jahrgang

des Bessarabiendeutschen Vereins e.V.

Heft 5 | Mai 2021



Bilder: Hans-Joachim Esser (2013), bis auf oben links, Bauernmuseum; Lore, Netzech, oben rechts, Kirche; Sarara; Yuriy Koach, CC BY-SA 4.0 Wikimedia Commons

Edwin Kelm (†) genießt in Bessarabien ein hohes Ansehen für seine kulturellen und humanitären Projekte. Man nennt ihn liebevoll den „König von Bessarabien“. Zum Nachruf auf Seite 3.

AUS DEM INHALT:

Brotpfannen und hölzerne Backmulde Seite 14

*Eine Ausnahmerecheinung –
Zum Tode von Edwin Kelm* Seite 3

*Neuer Nationalismus in der Ukraine
und russische Bedrohung* Seite 18

1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland Seite 5

*Die noch nicht vollendete Geschichte
(m)eines Vornamens* Seite 19

Der Bessarabiendeutsche Verein e. V. entstand am 1. Januar 2006 aus dem Hilfskomitee der ev.-luth. Kirche aus Bessarabien e. V., der Landsmannschaft der Bessarabiendeutschen e. V. und dem Heimatmuseum der Deutschen aus Bessarabien e. V. Am 1. Januar 2009 schloss sich die Landsmannschaft der Dobrudscha- und Bulgariendeutschen an.

Internet: www.bessarabien.de

INHALT:

DER BESSARABIENDEUTSCHE VEREIN E. V.

- Eine Ausnahmerecheinung 3
Trauerfeier für Edwin Kelm 4

VEREINSLEBEN / VERANSTALTUNGEN

- Terminänderung: Kulturtag „Deutsche und Juden
als Minderheiten in Bessarabien“ am 17. Oktober 2021 5

ERINNERUNGEN

- 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland 5
Die virtuelle Reise geht weiter – 6. Etappe 8
Ostern 2021 9
Ein Bessaraber aus Santa Barbara in Kalifornien –
Teil 4b 10
Rückblick zum hundertsten Geburtstag von
Lydia Balmer-Lehrbach, 23. Februar 2021 12

BILDER DES MONATS MAI 2021 7

BÜCHER

- Lebenserinnerungen von Alfred Johann Keck 13

BILDER AUS DEM ARCHIV

- Wer? Wo? Wann? Bildinformationen gesucht 14

GESCHICHTE UND KULTUR

- Brotpfannen und hölzerne Backmulde 14
Schloss Werneck 15
200-jähriges Gründungsjahr von Katzbach (heute
Luzhanka) in Südbessarabien im Jahr 2021 – Teil IV 16

BESSARABIEN HEUTE

- Neuer Nationalismus in der Ukraine und
russische Bedrohung 18

DOBRUDSCHADEUTSCHE

- Die noch nicht vollendete Geschichte (m)eines
Vornamens 19
Gedicht von Gertrud Knopp-Rüb:
Sehnsucht nach der Heimat 21

ÜBER DEN TELLERRAND

- 5 Jahre Museum Friedland 22
Einladung zur kulturellen Landestagung der AG –
Frauen im BdV 22

KIRCHLICHES LEBEN

- Der Monatsspruch Mai 2021 22

FAMILIENANZEIGEN / IMPRESSUM 23–28

TERMINE 2021

Liebe Leser, wissen Sie von einer interessanten Ausstellung, Aktion in sozialen Netzwerken oder ähnlichem? Lassen Sie es uns gerne wissen und andere Leser teilhaben!

- 12.–16.05.2021 Ökumenischer Kirchentag in Frankfurt/Main und digital
20.05.2021 Vortrag von Dr. Mariana Hausleitner „Jüdische Genossenschaften in Bessarabien“ bei der jüdischen Gemeinde Stuttgart. Online, Link siehe www.bessarabien.de/termine
29.05.2021 Kulturtag im Heimathaus in Stuttgart zum Thema „Karl Rüb“
29./30.07. – Dobrudscha-Seminar in Schmerlabach bei Aschaffenburg
01.08.2021
18.09.2021 Treffen in Lunestedt, 14.00 – 17.30 Uhr, Gaststätte Deutsche Eiche
25.09.2021 Gedenktag der Verschwundenen Umsiedler im Heimathaus in Stuttgart
10.10.2021 Lichtentaler Treffen in Kirchberg/Murr
17.10.2021 Kulturtag im Heimathaus in Stuttgart zum Thema „Deutsche und Juden als Minderheiten in Bessarabien“
12.–14.11.2021 Herbsttagung in Bad Sachsa zum Thema: „Umgang mit Armut und Behinderung, Witwen und Waisen in Bessarabien“

Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
an Wochenenden für Gruppen nach
telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser, Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes
erscheint am 3. Juni 2021

Redaktionsschluss für die Juni-Ausgabe
ist am 15. Mai 2021

Redaktion: Anne Seemann
Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.

Eine Ausnahmerecheinung

Zum Tode von Edwin Kelm

ARNULF BAUMANN

Am 7. April ist Edwin Kelm im 93. Lebensjahr verstorben. Über ihn ist schon oft berichtet worden, im „Mitteilungsblatt“, im „Jahrbuch“ und an anderen Stellen. Leonide Baum hat ein Buch über ihn verfasst, unter dem Titel „Der Brückenbauer“. Jetzt, wo sein Leben abgeschlossen ist, ist der Versuch einer Gesamtwürdigung geboten.

Geboren 1928 in Friedenstal (heute Mirnopolje) hat er zunächst das allgemeine Schicksal der Bessarabiendeutschen geteilt: Kindheit auf dem elterlichen Hof, Umsiedlung, Lagerzeit, Ansiedlung im besetzten Polen, in der Nähe von Kutno/Warthe-land. Sieben polnische Bauernhöfe mussten zusammengelegt werden, um einen angemessenen Ersatz für den verlorenen Besitz in Bessarabien zu schaffen. Edwin kam auf die Oberschule in Kutno. In der HJ brachte er es bis zum Fähnleinführer.

Dann kam 1945, sein Schicksalsjahr. Die Familie Kelm ging auf die Flucht, wurde aber in Schlüsselsee (heute Slesin) bei Konin durch polnische Partisanen in deutschen Uniformen aufgehalten. Sein Vater wurde vor den Augen des 16-Jährigen erschossen. In panischer Angst floh er in den Wald und schlug sich dann mutterseelenallein bis zur Oder durch, von wo aus er seine Mutter erst in Soltau/Niedersachsen wieder traf. Er hatte keinerlei Papiere bei sich, das war in der damaligen Situation lebensgefährlich. Da fiel ihm der Ausweis eines in etwa Gleichaltrigen in die Hände, dessen Foto ihm zudem ähnlich war. Von da an hat er das Geburtsdatum aus diesem Ausweis benutzt und damit mancherlei Fragen ausgelöst. Er behandelte dies als großes Geheimnis und war sehr empfindlich gegenüber Nachfragen; 2018 hat er jedoch seinen 90. Geburtstag am originalen Geburtsdatum gefeiert.

Irgendwann erfuhr er von außergewöhnlichen Verdienstmöglichkeiten in den arktischen Wäldern Kanadas. Er ließ sich anwerben und verdiente gutes Geld. Das war Knochenarbeit, aus der er mit einem beschädigten Auge herauskam. Doch so konnte er ein Startkapital für eine wirtschaftliche Unternehmung ansammeln. Er kam genau zur rechten Zeit nach Deutschland zurück, überall wurden im beginnenden Wirtschaftswunder Menschen gebraucht, die sich etwas zutrauten und sich dabei nicht schonten. Edwin Kelm traute sich und gründete, nach einer Fachprüfung, ein Bauunternehmen, das viele Bauprojekte in der näheren und ferneren Umgebung ausführte – Kirchen, Gemeindehäuser, Schulen,



Foto: Lore Netzsch

Wohnhäuser. Sein erstes größeres Projekt war das Freizeithaus Aichenbachtal des Bessarabischen Gemeinschaftsverbandes bei Schorndorf.

In seiner schwersten Zeit hatte Kelm zum Glauben gefunden. In seinem großzügigen Haus in Möglingen bei Ludwigsburg richtete er einen Versammlungsraum ein, in dem die Bessarabische Brüdergemeinschaft zusammenkam, bis zuletzt. Sein persönliches Glück war, dass er eine ihm gleichgesinnte Frau fand, Olga Eberle, ebenfalls aus bessarabischer Familie, die ihm viele Jahre treu zur Seite stand und oft ausgleichend wirkte, bis sie im Jahr 2011 einer Krankheit erlag. Zum großen Kummer der Eheleute blieb ihnen Kindersegen versagt.

Einem Manne von seinem Tatendrang reichte das Bauunternehmen nicht. Er engagierte sich in der Kommunalpolitik, wurde Gemeinderat in Möglingen, später wurde er wiederholt in die Landessynode der Evangelischen Landeskirche in Württemberg gewählt, wo er der pietistischen Gruppe „Lebendige Gemeinde“ angehörte. Als seine Berufslaufbahn sich dem Ende zuneigte, engagierte er sich in der Landsmannschaft der Bessarabiendeutschen, deren Bundesvorsitzender er 22 Jahre lang war. Gleich zu Beginn seiner Amtszeit ermöglichte er eine Renovierung und Neumöblierung des „Hauses der Bessarabiendeutschen“. Das Haus hatte 1960 nur mit größter Mühe fertiggestellt werden können und war daher nur mit sehr schlichten Möbeln ausgestattet. Durch ihn hat es die moderne Ausstattung erhalten, die jetzt das Bild bestimmt, sogar ein Fahrstuhl wurde eingebaut.

Ein Herzensanliegen war ihm der Brückenschlag nach Bessarabien. Bereits 1966 unternahm er mit seiner Frau die erste Erkundungsfahrt in die alte Heimat und bekam dabei das Misstrauen der Staatsorgane zu spüren, die überall Spio-

nage witterten. Doch er gab nicht auf. Allmählich entwickelte er Studienreisen, durch die Tausende Landsleute die alte Heimat wieder besuchen konnten. Hilfsaktionen kamen hinzu. Die Baptistenkirche in Akkerman (Bjelgorod Dnjestrowikij) wurde nach dem Vorbild der früheren Friedenstaler Kirche weitgehend aus seinen Mitteln erbaut. Mit Spendenmitteln der Landsleute erstand in Sarata der „Dom in der Steppe“ wieder in altem Glanz; in Albota/Moldawien wurde die kurz vor der Umsiedlung eingeweihte Kirche wieder ausgebaut und der orthodoxen Kirche übergeben. In Friedenstal kaufte er den Hof seines Großvaters und richtete ihn als Bauernmuseum her, das er dem Verein übereignete. Über viele Jahre hinweg brachte Edwin Kelm die Sommerzeit in Bessarabien zu, bis er es körperlich nicht mehr schaffte und die Bessarabienreisen in jüngere Hände übergab.

Man könnte noch viel Gutes über Edwin Kelm sagen, über seine schnelle Auffassungsgabe, seine rednerische Begabung, sein geselliges Wesen und anderes mehr. Er konnte auch ein großzügiger Gastgeber sein, in seinem Haus in Möglingen und anderswo. - Doch wo viel Licht ist, gibt es auch Schatten. Wer eine Zeit extremster Lebensbedrohung durchgemacht hat, kann keine rundum harmonische Persönlichkeit ausbilden. Edwin Kelm konnte einerseits sehr bestimmt auftreten, andererseits war er sehr auf Lobesworte angewiesen. Zeitweise waren die Seiten des „Mitteilungsblatts“ angefüllt mit Berichten über die Wohltaten von „Dr. Kelm und Frau Olga“. Er genoss es sichtlich, das Bundesverdienstkreuz am Bande und das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse verliehen zu bekommen. Obwohl er seine Schulausbildung nach der Flucht nicht hatte abschließen können, ruhte er nicht, bis er den Dokortitel der Universität Chisinau erhielt, den er dann mit ganzem Stolz trug. Je älter er wurde, desto schwerer fiel es ihm, mit denen zusammenzuarbeiten, die andere Ansichten hatten als er oder sich ihm nicht unterordneten. Das hat viele Schwierigkeiten bereitet, manche Freundschaften gingen darüber zu Bruch. Ins Heimathaus kam er in den letzten Jahren nur noch selten. Edwin Kelm war ein „Mensch mit seinem Widerspruch“, eine Ausnahmerecheinung. Wir haben allen Grund, ihm für seine außerordentlichen Leistungen dankbar zu sein; er hat sich mit ganzer Kraft für Bessarabien und seine früheren und heutigen Bewohner eingesetzt. Dabei sollten wir Nachsicht mit seinen „Ecken und Kanten“ aufbringen.

Ich habe ihn zum letzten Mal in Vaihingen/Enz - Kleinglattbach gesehen, als die Tanzgruppe aus Klöstitz (Wesjolaja Dolina) zum zweihundertjährigen Jubiläum

ihres Ortes auftrat. Da war er schon sehr schwach. Zum letzten Mal hat er mich zu Anfang dieses Jahres angerufen und mir Gottes Segen gewünscht. Das wünschte

ich ihm auch. Jetzt wollen wir ihm nach einem unruhigen Leben die ewige Ruhe gönnen.

Trauerfeier für Edwin Kelm

Anlässlich der Beisetzung am 17. April 2021 auf dem Friedhof in Möglingen

BRIGITTE BORNEMANN

Nur 50 geladene Gäste durften sich in der geräumigen Aussegnungshalle einfinden, um Abschied von Edwin Kelm zu nehmen, der am 7. April 2021 für immer von uns gegangen ist. Ein üppiger Blumenschmuck vertrat die Familie und die vielen Organisationen, denen Edwin Kelm angehört hatte, von denen wegen der Pandemie nur jeweils wenige Personen erscheinen durften. Sein reiches, bewegtes Leben wurde von Pastor Oliver Langer einfühlsam nachgezeichnet. „Heimat finden, Heimat schaffen“ stellte er als das übergeordnete Motiv heraus, das Edwin Kelm als Bauunternehmer, in der Gemeinde Möglingen, der Evangelischen Kirche, dem Altpietistischen Gemeinschaftsverband und nicht zuletzt in seiner alten Heimat Bessarabien verfolgt hat. Seinem unermüdlichen Schaffensdrang stand eine ebenso große Sehnsucht nach der geistigen Heimat gegenüber, die er im christlichen Glauben gefunden hat.

Nach den Fürbitten wurden drei Nachrufe gesprochen, die für die wichtigsten Tätigkeitsfelder von Edwin Kelm standen: Pastor Matthias Suckut für den Altpietistischen Gemeinschaftsverband, Bürgermeisterin Rebecca Schwaderer für die Gemeinde Möglingen und Bundesvorsitzende Brigitte Bornemann für den Bessarabiendeutschen Verein.

Der Nachruf von Brigitte Bornemann ist im Folgenden abgedruckt.

Liebe Trauergemeinde,

ich darf Ihnen noch einmal von dem weltlichen Edwin Kelm sprechen.

Edwin Kelm war einer meiner Amtsvorgänger. 22 Jahre lang, von 1982 bis 2004, hat er die Geschicke der Landsmannschaft der Bessarabiendeutschen geleitet. Er hat „Leben in die Bude gebracht“, lese ich in alten Würdigungen. Aus dem verschlafenen Vertriebenenverband der Nachkriegszeit hat er den lebendigen Träger der Völkerverständigung geformt, den ich heute mit Stolz verrete.

Den großen Edwin Kelm habe ich auf meiner ersten Bessarabienreise im Jahr 2013 erst richtig kennengelernt. Zuvor hatte ich ihn schon im Gesamtvorstand des Vereins getroffen, wo er als der Ehrenvorsitzende auftrat, der noch nicht



Foto: Lore Netzsch

aufs Altenteil gehen mochte. Hier draußen in Bessarabien war nun seine unbändige Energie am richtigen Platz. Der damals 85-Jährige führte uns an die Orte seines Wirkens und wurde überall von den Bürgermeistern, Kirchenvorstehern, Krankenhausärzten voller Ehrerbietung empfangen. Man nennt ihn scherzhaft, aber auch ernst gemeint, den „König von Bessarabien“.

Schon 1966 war Edwin Kelm mit seiner Frau Olga und seinem kanadischen Pass in die alte Heimat Bessarabien gereist, die damals noch hinter dem Eisernen Vorhang lag. Als dieser sich öffnete, führte er jeden Sommer hunderte Landsleute in Studienreisen in ihre ehemaligen Dörfer, half ihnen beim Auffinden der Häuser, die ihre Eltern und Großeltern einst bewohnt hatten. Die Motive, die ihn leiteten, waren nicht rein nostalgische – er baute auch gute Beziehungen zu den jetzt dort lebenden Menschen auf. Seine Reisegruppen brachten etwas Geschäft in das unentwickelte Land. Mit der Bessarabienhilfe brachte er Hilfsgüter für die Bedürftigen, sanierte Kindergärten, Schulen und Krankenstationen, ja ganze Krankenhäuser. Er baute evangelische Kirchen wieder auf und übergab sie den lokalen orthodoxen und baptistischen Gemeinden. In seinem Heimatdorf Friedenstal kaufte er den Hof seines Urgroßvaters, richtete ihn her als Bauernmuseum mit originaler Einrichtung und einer Sammlung landwirtschaftlicher Geräte. Unzählige Gedenksteine wurden durch seine Initiative errichtet, sie erinnern an die deutschen Kolonisten, die die Dörfer im 19. Jahrhundert gegründet haben. Edwin Kelm hat für seine Verdienste zahlreiche Auszeichnungen erhalten, sowohl von deutscher als auch von ukrainischer und moldauischer Seite,

darunter als höchste das Bundesverdienstkreuz erster Klasse.

Edwin Kelm konnte gut erzählen. Seine Reisegruppen begleitete er mit kurzweiligen Geschichten, vergnüglichen und nachdenklichen. Sein tiefes Wissen beeindruckte uns. Nicht selten waren es seine persönlichen Erlebnisse, die uns berührten. Einmal erzählte er die schmerzliche Geschichte seiner Kinderlosigkeit. „Jetzt seid Ihr meine Enkelkinder“, rief er den Jugendlichen in der Gruppe zu, denen seine fortdauernde besondere Zuwendung etwas peinlich war. Mit anderen konnte er ruppig sein. All dies tat unserer Verehrung keinen Abbruch. Gerade weil er sich uns in seiner menschlichen Schwäche zeigte, liebten wir ihn.

Edwin Kelm war ein Patriarch. Er hatte ein Gefühl für das Repräsentieren, hat uns in Stuttgart ein schönes Haus mit einem großen Festsaal eingerichtet. Er konnte sehr großzügig sein; für viele bessarabische Lebenserinnerungen, die wir in unserem Buchversand anbieten, übernahm er die Druckkosten. Sein politischer Instinkt brachte uns auf den richtigen Weg. Nach der Wende holte er die Bessarabiendeutschen der Neuen Bundesländer in die Landsmannschaft, und am Ende seiner Amtszeit machte er den Weg frei für die Gründung des heutigen Bessarabiendeutschen Vereins. Er übergab sein Amt an Ingo Isert, der die Fusion der damals drei Vereine im Jahr 2006 abschließen konnte. Dass wir heute eine überlebensfähige, lebendige Organisation sind, verdanken wir auch Edwin Kelm. Aber er war ein Alleinherrscher, die Demokratie und die Gremienarbeit lagen ihm nicht. Draußen in Bessarabien konnte er sich entfalten. Mit seiner unermüdlichen Schaffenskraft bestellte er das Feld, von dem wir jetzt ernten dürfen. Sein Volk liebt ihn, das ist mir noch einmal bewusst geworden, als all die Nachfragen wegen der Trauerfeier kamen. Wenn wir gedurft hätten, stünden die Bessarabier heute zu Hunderten hier, um ihm das letzte Geleit zu geben.

Lieber Edwin Kelm, der Bessarabiendeutsche Verein dankt Dir für Dein großes Werk, das Dich überdauern wird. Du hast uns große Fußstapfen hinterlassen. Dir nachzufolgen wird uns eine Ehre sein. Ruhe in Frieden.

Terminänderung:

Kulturtag „Deutsche und Juden als Minderheiten in Bessarabien“ am 17. Oktober 2021

Der Kulturtag findet statt im Rahmen des jüdischen Festjahrs „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. Wir haben uns dazu entschlossen, den Termin auf Sonntag, 17. Oktober zu verschieben, damit wir auch jüdische Gäste einladen können. Denn der zuerst festgesetzte Termin 16. Oktober ist ein Samstag, ein Schabbat, und das Gebot „Du sollst den Feiertag heiligen“, wird in der jüdischen Tradition sehr ernst genommen. Dieses Gebot kennen wir auch. Für uns Christen passt eine Festveranstaltung zu einem Sonntag, so ist beiden Seiten gedient.

Für das Programm des Kulturtags stehen die Hauptbeiträge schon fest. Wir hören die Historikerin Mariana Hausleitner und Rabbi Dr. Gabor Lengyel aus Hannover. Wir sehen einen Film von TV Moldova über die Juden in Chisinau. Mit dem Kulturtag werden wir in unserem Streben nach Völkerverständigung wieder eine Lücke schließen können.

Brigitte Bornemann

1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland



WOLDEMAR MAMMEL

... also seit 321 n. Chr. Da gab es offensichtlich schon eine jüdische Gemeinde in Köln. In Bessarabien hat man sogar eine jüdische Münze aus dem Jahr 133 n. Chr. gefunden!

Aber in dieser Artikelserie hier im bessarabischen Mitteilungsblatt geht es nicht um archäologische Nachweise, sondern um Juden und Deutsche, die im 19. Jahrhundert weit, weit weg von Deutschland am Schwarzen Meer aufeinander gestoßen sind und etwa 100 Jahre lang zusammen gelebt und gearbeitet haben.

Eigentlich hat die Historikerin **Mariana Hausleitner** schon eine unglaubliche Fülle an Informationen zu diesem Thema zusammengetragen. Ihr Buch „**Deutsche und Juden in Bessarabien 1814–1941**“ erschien 2005. Es ist für alle geschichtlich interessierten Bessaraber eine unerschöpfliche Quelle. Man könnte den Eindruck bekommen, dass da schon alles ausführlich behandelt ist. Aber Frau Hausleitner schreibt auch gleich zu Anfang: „Über die Beziehung der Deutschen zu ihren jüdischen, russischen, bulgarischen und rumänischen Nachbarn wurde selten berichtet“.

Vielleicht helfen ja meine Beiträge, diese Lücke ein klein wenig zu füllen. Ich werde mich allerdings nur auf das beschränken, was ich persönlich in unserer Großfamilie an jiddischen Sprachspuren mitbekommen habe. Ich hatte das Glück, in einer vielsprachigen Umgebung aufzuwachsen, wie sie sich vielleicht nur in Bessarabien entwickeln konnte. Dass einem zum Beispiel schon als Bub der Opa selbstverfasste jiddische Geschichten vorliest, das ist hierzulande höchstens bei jüdischen Displaced Persons (D.P.s) vorgekommen.

Heinz Fieß hat mich überredet, die doch schon über 60 Jahre alten Erinnerungen wieder auszugraben. Richtig ermutigt dazu haben mich aber die Internetbeiträge des jüdischen Erinnerungsprojekts, das Yitzkor-Book-Project, in dem ehemalige jüdischstämmige Bewohner der deutsch-bessarabischen Gemeinden ihr Leben zwischen den Deutschen schildern.

Diese Sicht der Anderen ergibt erst ein besser verständliches Bild. Einen ganz herzlichen Dank an **Lance Ackerfeld**, den Yitzkor-Book-Director, der genehmigt hat, die Texte zu übersetzen. Und natürlich ein Dankeschön an **Uwe Quellmann**, der schon wieder fleißig übersetzt. Der Text über Arzis ist ja im letzten Mitteilungsblatt erschienen.

Heinz Fieß ist der Meinung, dass ich etwas über meine Herkunft berichten soll, was ich hiermit versuchen werde.

Wo isch dei Hoimet?

Vielleicht kennt jemand von den „Bessarabern“ auch dieses Gefühl, so hilflos dazustehen, wenn man ganz plötzlich und unvermittelt gefragt wird: „Wo kommst du eigentlich her? Wo isch dei Hoimet?“ Für Leute mit bessarabischen Wurzeln eine wirklich schwierige Frage. Was soll ich antworten?

Aus Polen? Dann bin ich ein Pole.

Soll ich sagen aus Großdeutschland? Dann bin ich vielleicht ein Nazi.

Soll ich sagen aus Bessarabien? Was bin ich dann? Wer weiß schon wo das liegt?

Am liebsten hätte ich immer geantwortet wie der „Kleine Zigeuner“ in einem jiddischen Lied:

*Ich wejss nischt wu iach ben geboiren
majn mame hot mich in schtep farloiren.*

Heute, mit 78 Jahren, erzähle ich Geschichten von Bessarabien, ohne mir solche Gedanken zu machen. Und manchmal werde ich gefragt, ob ich dort geboren sei. Nein, ich habe dieses Land nie gesehen, bin noch nie dort gewesen. Meine Geschichten sind wie aus zweiter Hand. Wahrscheinlich bin ich ein „Second-Hand-Bessaraber“.

Zwischen Posen und Warschau habe ich 1942 das Licht des „Großdeutschen Reiches“ erblickt. Mein älterer Bruder soll mich mit „cholera“ begrüßt haben, einem Fluch, den er von unserer polnischen Magd Sophie gelernt hatte.

Meine Familienangehörigen waren dort im sogenannten Warthegau als Auslandsdeutsche zur „Germanisierung“ auf polnischen Höfen angesiedelt worden. Die Polen hatte man einfach weggejagt kurz vor der Ankunft der Deutschen. Die Kühe mussten ja rechtzeitig wieder gemolken werden. Das also waren die versprochenen Höfe in Deutschland!

Eigentlich hätte ich Dieter heißen sollen. Aber vor meiner Geburt wurde mein Onkel Woldemar Mammel an der finnisch-russischen Front von einer Mine getötet. Meine Oma brach fast zusammen. Sie hatte ihren Sohn seit Verlassen der Heimat 1940 nicht mehr sehen können. So wurde aus dem Dieter ein Wolde-mar, zum Trost der Großeltern. Seitdem war ich der Oma ihr Bub.

Aufgewachsen bin ich im Württembergischen. Schwäbisch „auf dr Gass“, allerleisprachig zu Hause „auf dr Stepp“. Die „Steppe“ fing gleich hinter unserem Haus an: Wie trockenet man hier das Heu auf den Heizen? War es nicht einfacher „drhoim auf der Stepp“ Kopitzen zu machen? „Guck no, wie die Nachbere die Sens hebt“. Und wie der andere Nachbar „mit seine Gäul omsprengt“.

Alles wurde verglichen, alles wurde taxiert. Als ich 1975 begann, auf der Schwäbischen Alb einen eigenen Hof aufzubauen, hat meine Oma immer noch gefragt: „No, Bua, was treibsch uf dr Stepp?“

„Bis 120!“

Rosine Krüger hieß meine Oma vor ihrer Heirat. Sie war eine waschechte „Kaschiebe“, eine Kaschubin. Damit hänselten die Schwaben aus den umliegenden Dörfern die plattdeutsch sprechenden Tarutinoer. Deren Auswanderungsorte lagen wohl nicht weit weg von der Kaschubei südwestlich von Danzig. Aber das Tarutinoer Platt hatte nichts mit dem slawischen Kaschubisch zu tun. Es hat sich eher wie Holländisch angehört, weil sie das „g“ genau wie im Niederländischen als „ch“ rauh im Hals gesprochen haben.

Vor dem Kirchgang hat meine Oma uns immer ermahnt: „*Wascha, keamma, Stewel schmeera, opa Ring cho!*“ (Waschen, kämmen, Schuhe putzen, auf den Marktplatz gehen!) So hätte der Tarutinoer Gemeindediener immer die Bürgerversammlungen ausgerufen.

Dass der Klöstitzer Gottfried Mammel – ein „dösich Schwow“, wie die Kaschuben die Schwaben neckten – seine Rosa in ein Schwabendorf entführt hat, das war natürlich ein gesellschaftlicher Abstieg. Aber sie haben sich ein Leben lang lieb gehabt und die Rosa hat mit ihrem Gottfried nur schwäbisch gschwätzt. Ja, unsere Oma war ein Sprachenwunder.

Beim Abhören der Englischvokabeln hat sie mir immer die Wörter gleich ins Plattdeutsche oder Russische übersetzt. Und an meinen Geburtstagen stand sie regelmäßig mit einem Blumensträußle aus dem Garten unter der Tür und hat mir feierlich mit dem jüdischen Segensspruch gratuliert:

„*di sulst lejbn ejndertinzwozig jur!*“

– Du sollst leben hundertundzwanzig Jahre.

Ich war jedes Mal fast zu Tränen gerührt, obwohl weder ich noch die Oma hätte sagen können, warum gerade Hundertundzwanzig ein erstrebenswertes Alter sein soll. Erst später habe ich gelesen, dass Moses angeblich auf den Tag genau 120 Jahre alt geworden ist. „Bis 120!“ rufen sich Juden kurz und bündig am Geburtstag zu.

Nicht immer war ich von der Wortakrobatik meiner geliebten Oma so entzückt. Als ich einmal zusammen mit einem Schulkameraden unser Haus verließ, fragte sie mich im Vorbeigehen: „*Kuda? Win gejsti?*“ (russ. Wohin?, Jidd. Wohin gehst du?)

Ich hätt' mich am liebsten in ein Mausloch verkrochen, hab nur die Augen verdreht und bei mir gedacht: Oma muss das jetzt sein? Siehst Du nicht, wie der andere kuckt. Was denkt der jetzt von uns? Vor

der Haustür hat er auch gleich gefragt: „Was bisch du fir oiner?“ Da war mir klar, dass ich jetzt auch nur noch ein „Flichtleng“ bin. Dabei waren wir doch „Omsiedler“!

Heimatstunde mit Fritz Muliar

Regelmäßige Radiosendungen für Bessarabiendeutsche gab es keine. Wenn aber in den fünfziger Jahren der Wiener Schauspieler Fritz Muliar im Radio seine jiddischen Witze und Geschichten zum Besten gab, hat sich bei uns die ganze Familie zusammengeschart und gelauscht und gelacht. Ich hör noch seine typischen Einleitungen:

„Damit ich nicht vergesse ihnen zu erzählen...“ Auch wenn wir Kinder nicht alles kapiert haben, für meine Eltern und Großeltern war es eine vertraute Welt. Manche Witze waren ihnen auch von Bessarabien her bekannt. Es sind oft sehr einfach gestrickte Geschichten gewesen, aber uns Kinder haben sie begeistert. Zum Beispiel:

Jossel di schlufst? – Jossel, schläfst Du? *Nejn.*

Lej mir ejndert Lai. – Leih mir hundert Lei.

Ach schluf. – ich schlafe.

Und Fritz Muliar hätte jetzt gesagt: Damit ich nicht vergesse ihnen zu erzählen...

Izik, di hast schoin gegibn dem fejrd zi essn?

– Itzik, hast du das Pferd schon gefüttert?

Jo tote.

– Ja Vater.

Di bost schojn gepoit dus fejrd?

– Hast Du das Pferd schon getränkt?

Jo tote.

Gej schpan un dus fejrd.

– Geh und spann das Pferd an.

Tote, wi schtejt dus fejrd?

– Vater, wo steht das Pferd?

Meine Mutter war Kindergärtnerin in Brienne, was zur Folge hatte, dass wir mit einer großen Menge an Kinder- und Auszählreimen aufgewachsen sind, hochdeutsche, schwäbische, rumänische und jiddische.

Schwäbisch: *Mei Mueder bacht Kiachla* ... oder: *Biablen worum greinescht du?* ...

Rumänisch: *Multe mire mare, mammaliga nare, kukuruza boposchoi.*

Jiddisch: *Izik, spizig, bombadirtanzen die wanzin in der tir.*

Variante:

Izig, spizig grüne schobbe

– Itzig, spitzig grüne Kröte

nem dem schtekn

– nimm den Stock

schlug de bohe.

– schlag die Hexe.

Mein Bäsle, Gertrud (Trudi) Effinger, kennt diesen Auszählvers noch ausführlicher. Sie hat versucht, die Aussprache ihres Vaters Emil Hermann klanggenau niederzuschreiben. Aber unsere Buchstabenwelt ist einfach viel zu klein!

Etzeg, Spezeg, griene Schobba

nemm a Steckl on schlug der Bobba

Aui weih, gib mer Teei

Teei is bitter, gib mer Zicker

Zicker is sieß

gib mer Fieß

Fieß is fettl, lieg im Bettl

Bettl is noß, krieche im Fofß

Fofß is kiehl krieche in Miehl

Miehl dreihbt sach

un die olde Bobba Jochanna freiit sach.

Dieses Beispiel aus Arzis gibt uns eine Vorstellung davon, wie selbstverständlich deutsche und jüdische Kinder dort miteinander gespielt haben. Aber auch aus der Welt der Erwachsenen habe ich eine Menge jiddischer Sprüche und Redewendungen aufgeschnappt. Sie stammen hauptsächlich aus Tarutino. Hier eine kleine Auswahl:

Ejr lejbt wie Schmil nebr Odess.

– Er lebt wie Schmuël neben Odessa. Was die gleiche Bedeutung hat wie: Er lebt wie Gott in Frankreich.

Ejr schuft fen tuchess in mul aran.

– Er schafft vom Hintern ins Maul hinein. D. h. er zäumt den Gaul vom Schwanz her auf. Oder Schwäbisch: er schafft hentrefir.

Fir an emes kimt kejn patsch.

– Für die Wahrheit gibt's keine Schläge.

Aber wo gibt's diese Wahrheit? Das wird sich diese junge Frau gefragt haben, die ihrer Schwiegermutter nichts recht machen kann.

Koch iach lokschen – Koch ich Nudeln
sugt sej is a kwatsch – sagt sie das sei Quatsch

koch iach nit – koch ich nicht

hub iach a patsch. – krieg ich Schläge.

Oi wej mamenju – Oh weh meine liebe Mutter

wi asoj sul iach lejbn – Wie soll ich noch leben

der bejzen schwiger – um bei der bösen Schwiegermutter

kuwet upzigejbn? – Ehre einlegen zu können?

War das ein typisch jüdisches Problem? Ich glaube nicht.

Allen Lesern wünsch ich: Blajbt gesint in frejlach!

Bilder des Monats Mai 2021

Foto Nr. 1



Liebe Leserinnen und Leser,

***Wer weiß etwas zum
Inhalt dieser Fotos?***

***Aus welchem Jahr
stammen die Fotos?***

Erkennen Sie jemanden?

*Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail-Adresse **homepage@bessarabien.de** mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an **Bessarabiendeutscher Verein e.V.** zu informieren.*

*Vielen Dank für Ihr Interesse
und Ihre Unterstützung!*

*Ihr Heinz Fieß,
Administrator www.bessarabien.de*

Foto Nr. 2



Rückmeldung zum Bild Nr. 2 vom März 2021 von Dr. Matthias Erdbeer. Seine Mutter Hannelore, geb. Kämmler erkannte: „Es handelt sich um die Familie Kämmler aus Teplitz mit einem Gast; von links: Alfred Kämmler, seine Frau Natalie, wahrscheinlich sein Vater Johannes und sein Sohn Felix. Der Herr rechts im Bild ist nicht bekannt. Das Foto dürfte ca. 1937 aufgenommen worden sein, wahrscheinlich von meinem Großvater, dem Maler, Opernsänger und Fotografen Adolf Kämmler, dem Bruder von Alfred Kämmler.“



Die virtuelle Reise geht weiter – 6. Etappe

Die 5. Etappe der Reise finden Sie im Mitteilungsblatt Dezember 2020, S. 8f.

Teplitz – Teil 14



v.l.n.r. Wandergruppe 2019 in Teplitz, unsere Wanderberberge 2011, Geburtstagsfeier in Teplitz 2019

WERNER SCHABERT

Besucht habe ich das ehemals deutsche Dorf Teplitz schon oft. Natürlich war ich auch Gast beim 200-jährigen Jubiläum und genoss die große Gastfreundschaft seiner Bürger. Ausgiebige Spaziergänge in und um Teplitz sind immer wieder ein besonderes Erlebnis, denn der Ort bietet viele schöne Ecken zum Verweilen und offenbart dem aufmerksamen Beobachter wunderschöne Ausblicke. Das Dorf erinnert dank seiner Höhenunterschiede und seiner üppigen Pflanzenpracht an die schönsten Regionen Baden-Württembergs. Nicht zufällig hießen in deutscher Zeit neben der breiten Hauptstraße zwei der schönsten Straßen Oberes und Unteres Gäßle. Vom Oberen Gäßle hat man einen wunderschönen Blick auf das Dorf und das im Tal vorbeiströmende Steppenflüsschen Kogältnik. Mein erster Besuch in dieser Ortschaft fand im September 2011 statt:

Am späten Nachmittag eines heißen Tages erreichte eine erschöpfte Wandergruppe von zehn Personen und einem Pferd aus Katzbach kommend Teplitz und steuerte das Magazin (Proviantstation) in der Ortsmitte an. Dieser nicht alltägliche Anblick erregte natürlich Aufmerksamkeit und in Kürze waren wir von mehreren Dorfbewohnern umgeben, die neugierig unsere Beweggründe erfragten. Unsere Frage nach einer Übernachtungsmöglichkeit wurde vielfältig diskutiert und führte kurzfristig für alle Seiten zu einem zufriedenstellenden Ergebnis. Wir bekamen für diese Nacht nicht nur ein voll möbliertes Haus mit großem Garten und weinbewachsenem Baldachin – es

stellte sich sogar heraus, dass es ein ehemaliges deutsches Haus war. Nostalgie pur! Wir kauften Lebensmittel und Getränke ein, bezogen unsere neue Wohnstatt und genossen einen wunderschönen Abend. Unser Barde Franz unterhielt uns mit Gesang und Gitarrenmusik und Anilas aus einem mitgebrachten Buch lustige bessarabische Kurzgeschichten vor. Dieser Abend bleibt bis heute fest verwurzelt in unserer Erinnerung.

Meine zweite Übernachtung in Teplitz erfolgte erst wieder Anfang September 2019. Wieder war es eine Wandergruppe, bestehend aus acht Schweizern, zwei Ukrainern und einem deutschen Geburtstagskind, die jedoch dieses Mal aus Richtung Brienne kommend in Teplitz einmarschierte. Unser heutiges Etappenziel war das im Dorfczentrum stehende Haus von Pjotr und Tatjana. Es war vereinbart, dass wir dort meinen Geburtstag feiern und übernachten konnten. Tatjana hatte die köstlichsten bessarabischen Speisen vorbereitet, Pjotr schon den Grill aufgebaut und das Fleisch geschnitten, gewürzt und gespießt. Vasilj und Stepan mit Akkordeon, Trommel, guter Stimme und Stimmung bepackt fanden sich ein und das Fest konnte beginnen. So mancher Teplitzer Bürger wird sich wohl an diesem Abend gefragt haben, woher die stimmungsvolle Musik, der betörende Schaschlikduft und das scheppernde Lachen herkam.

Aus vielen Erzählungen und Büchern habe ich gehört und gelesen, dass unsere Vorfahren aus Bessarabien sich auf das Feiern verstanden. Wenn auch nur annähernd das gestrige Fest diesen Beschreibungen ähnelte, glaube ich davon jedes Wort.

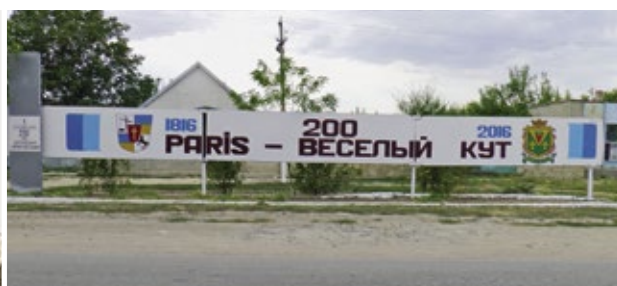
Nach einem zünftigen Frühstück am nächsten Morgen brachen wir auf, um über Neu-Elft wandernd das nächste Etappenziel Katzbach anzusteuern. Auch wenn ohne Dolmetscher zwischen den Schweizern und den Ukrainern kaum eine sprachliche Verständigung möglich war, spürte man allein an der intensiven und ausgiebigen Verabschiedung, dass die Völkerverständigung (Druschba) mal wieder einen grandiosen Sieg errungen hatte.

Paris – Teil 15

Von Teplitz kommend erreichen wir nach zehn Kilometern Paris. In der Mitte des langesgezogenen Dorfes schräg gegenüber der alten Kirchenruine aus deutscher Zeit ist eine langesgezogene Metalltafel befestigt, die dem Besucher anzeigt, dass er sich in Paris befindet, dass 1816 von deutschen Kolonisten gegründet wurde und das der Ort heute den Namen Wesely Kut trägt. Beide Namen lassen den interessierten Beobachter stutzen.

Hier mitten im Budschak auf den berühmten Namen der französischen Hauptstadt zu treffen, erscheint nicht nur fremdartig, sondern verlangt den Interessierten nach umfassender Aufklärung, die wir ihm natürlich auch nach bestem Wissen und Gewissen liefern werden:

Die zuständige zaristische Kolonisationsbehörde bestimmte die zu vergebenden Ortsnamen der neu gegründeten Gemeinden. Vorrangig vergab sie Namen nach verlustigen Schlachten Napoleons – Orte wie Borodino, Kulm, Leipzig, Berezina und viele andere zeugen davon. Im



v.l.n.r. der alte Ort Paris in deutscher Zeit, Ortstafel in der Ortsmitte, Ruine der deutschen Kirche in Paris

Jahre 1812 überfiel die Grandarmee Russland, musste jedoch am Ende des Jahres unter schrecklichen Verlusten Hals über Kopf das Zarenreich verlassen. Nach der endgültigen Niederlage Napoleons auf den Feldern von Waterloo im Jahre 1815 beschloss die russische Behörde, dem neu entstandenen Dorf in Bessarabien den Namen Paris zu geben, um damit der kompletten Niederlage des napoleonischen Reiches zu huldigen.

Wie viele andere deutsche Orte entwickelte sich über die Jahrzehnte Paris, neben vielen Rückschlägen und menschlichen Tragödien, gut. Paris prosperierte sich gar zu einem Vorzeigedorf und seine Einwohner waren stolz auf ihre schönen Häuser und Höfe, ihre zahlreichen Nutztiere und ihre meist üppig ausfallenden Ernten. Die 1905 geweihte imposante Kirche, die Platz für 900 Besucher bot, überragte das Zentrum des Dorfes und ist

bis heute ein Besuchermagnet, wenn auch nur noch als Ruine.

Als im Oktober 1940 die Deutschen in einer politisch motivierten Umsiedlungsaktion ihr Dorf verlassen und alles stehen und liegen lassen mussten, endete über viele Jahrzehnte die Ära des Wohlstands und der Zufriedenheit. Andere Ethnien kamen und gingen, übernahmen die Gehöfte und verließen sie wieder.

Um das Jahr 1947 gab es einen Beschluss des Ministeriums der Sowjetunion, die ausländischen und oft sehr schwer auszusprechenden Dorfnamen in angenehmere und leichter von der Zunge gehende Namen umzuwandeln. So wurde zum Beispiel aus Friedenstal Mirnopolie oder aus Gnadental Dolinowka. Bei diesen Namen hat man einfach den deutschen Namen ins Russische übersetzt. Paris bleibt aber in jeder Sprache Paris. So war guter Rat teuer.

Ich denke, dass ein pffiffiger Amtsstublenleiter eine Reise nach Paris unternommen hat um dort vom Geistesblitz getroffen zu werden und den perfekten neuen Ortsnamen zu ermitteln. Er wurde dort bestimmt von einigen Einwohnern empfangen und gut bewirtet. Dabei wurde sicherlich viel gelacht und getanzt und der Wodka wird in Strömen geflossen sein. Als er am nächsten Tag noch immer nicht ganz nüchtern über seinen Auftrag nachdachte fiel ihm als erstes sein feuchtfröhliches Gelage ein und er nannte das Dorf Wesely Kut – in deutscher Sprache Lustige Ecke. Der sowjetische Beamte wird wohl Geschmack an dieser Reise gefunden haben, denn in Bessarabien sind im gleichen Zeitfenster noch einige andere Orte umbenannt worden, wie unter anderem auch Klöstitz in Wessela Dolyna, was in deutscher Sprache Lustiges Tal bedeutet, oder Vesela Balka bei Tuzly (lustiger Hohlweg).

Ostern 2021

ELISABETH ALBRECHT

Ostern 2021 ist vorbei, trotzdem möchte ich darüber schreiben. Z.B. wie unsere Mütter und Großmütter uns Kindern eine Freude gemacht haben. Sparsamkeit war oberstes Gebot, so haben diese Frauen sich viel einfallen lassen.

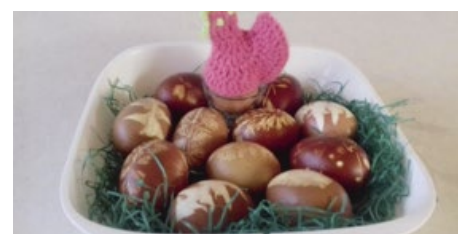
Ich kann nur berichten, was ich bei meiner Mutter gesehen habe. Sie hat uns gezeigt, wie man mit Zwiebelschalen Farbe für Ostereier herstellen kann. Man konnte dann auch noch mit Wiesenkräutern schöne Muster darauf anbringen.

Auf das rohe Ei (weiß) wird ein frisches grünes, schön gestaltetes Unkraut aufgelegt. Danach mit einem aus Strumpfhosen geschnittenen Flecken fest umwickelt, an-

schließend in die vorbereitete Farbe gelegt und vorsichtig gekocht. Nach dem Kochen in kaltes Wasser legen und später einfetten. Früher nahm man dazu eine Speckschwarte.

Heute ist alles einfacher, man geht in einen Basteladen, da gibt es eine Fülle von Möglichkeiten und Zutaten, um schöne Eier und andere Dinge herzustellen.

Meine Mutter hat z.B. ein Drahtgestell vorbereitet und dann mit Watte umwickelt, plötzlich war das ein Hase mit Ohren, Augen und Mund. Eine bunte Schleife um den Hals und schon hatten wir einen Osterhasen. Puppen wurden selbst gemacht, ausgestopft und auch noch Kleider genäht, zur Freude der kleinen Puppenmütter.



So viele schöne Dinge haben diese Frauen hergestellt gestickt, gestrickt, gekloppt uvm. Wie man im Heimatmuseum im Bessarabien Deutschen Verein bewundern kann. Wenn man bedenkt, wie viel Arbeit sie täglich in den Familien und auf dem Hof zu bewältigen hatten, kann man nur Respekt und Bewunderung dafür aufbringen.

Ein Bessaraber aus Santa Barbara in Kalifornien – Teil 4b

Teil 4a finden Sie im Mitteilungsblatt April 2021, Seite 16 ff.

In Winands Erzählungen nimmt das Spielen in der Region, die Kriegsschauplatz war, einen breiten Raum ein. Was gab es da alles zu finden. Man stromerte herum und vielleicht erinnert sich der eine oder andere an ähnliche Aktionen, die oft nicht ungefährlich waren. Nur gut, dass die Eltern darüber nichts wussten.

Egon und Helga Sprecher

WINAND JESCHKE

Was machen Jungs nach Kriegsende 1945? – die besondere Spielwiese

Nach der Schule traf ich mich mit meinen Spielkameraden, deren Namen ich schon vorhin erwähnt habe, und wir gingen in den Wald an der Jünsdorfer Straße. Jetzt fanden wir eine Unmenge Munition, Panzerminen und Sprengstoffe, die von den Deutschen und Russen liegen geblieben waren. Hugo Predehl zeigte mir, welche Munition Leuchtspartratten waren, die wir dann gebrauchten, um Leuchtraketen daraus zu machen. Wir hatten einen Höllenspaß mit diesen gefährlichen Spielzeugen. Russische Gewehrmunition eignete sich besser als die der Deutschen. Einer russischen Patrone nahmen wir die Kugel heraus und schütteten dann die Hälfte vom Pulver heraus. Wir schoben dann die Kugel mit Spitze nach oben ganz in die Patrone hinein, dann schüttete man noch etwas Pulver nach, das dann als Zündung diente. Nachdem die Patrone in die Erde gesteckt war, zündete man das Pulver oben auf der Patrone an, und nach einigen Sekunden ging die Kugel mit einem lauten Zischen in die Höhe. Sie ging nicht viel höher als 30 oder 40 Meter. Mit bloßem Auge konnte man die Leuchtspartrattenspitze sehen, wie sie über die Baumkronen hinaufging. Wenn die Leuchtspartratte wieder auf die Erde fiel war das leuchtende Ende schon erloschen. Wir fanden mal ein paar Holzkisten, etwa 35 cm x 35 cm groß. Wir mussten doch sehen was da drin war. So brachen wir eine Kiste auf und fanden zwei gelbe Ziegelsteine darin. Einer der gelben Ziegelsteine wurde herausgenommen und durchgebrochen. Die eine Hälfte wurde dann angezündet. Es brannte fast wie Pulver. Mit trockenem Sand haben wir dann die Flammen gelöscht. Dies war eine gute Gelegenheit, Kartoffeln zu kochen. Jemand holte einen Kochtopf, und da wir gerade kein Wasser hatten, wurde nasser Sand hineingetan, die Kartoffeln dazu, und auf eine aus Steinen selbstgebaute Kochstelle gesetzt. Der gelbe Ziegelstein wurde darunter gesetzt und

angezündet. Er brannte wie ein Schweißbrenner, und nach weniger als einer Minute hatte er ein Loch in den Pott gebrannt, und unsere Kartoffeln wurden auch nicht gar.

Einige Wochen später, an einem Sonntagnachmittag, war ich wieder mal bei dieser Kochstelle. Einige kleine Kinder standen nahebei und sahen zu, wie Günther, 8 Jahre alt, den gelben Ziegelstein anzündete. Er war nicht oft in unserer Gruppe. Nicht lange danach holte er eine Panzermine und legte sie darauf. Nach einigen Sekunden erkannte ich die Gefahr, und schob die Panzermine eiligst mit einem Stock von der Stelle. Diese Mine war vorher mit Kugeln durchlöchert, und so wie das Ding jetzt fort rollte kam pechschwarzer Rauch aus den Löchern. Das hätte ins Auge gehen können, zumal meine Cousine Gertrud Jeschke, 10 Jahre, meine 5-jährige Schwester und andere kleine Kinder da waren, die normalerweise nicht mit uns spielten. Günther wurde von unserer Gruppe nachher gemieden. Seine Gegenwart bedeutete eine Gefahr. Wie ich nachher hörte, ist Günthers Familie nach Berlin gezogen.

Es war nun Spätsommer 1945, und unsere russische Gewehrmunition ging langsam aus. Mittlerweile hatten wir auch 20-mm-Geschosse gefunden, die sich ebenfalls für Leuchtraketen eigneten, und auch die wurde mit der Zeit verbraucht. Aus einem alten Fahrradgestell bauten wir uns so was Ähnliches wie einen Granatwerfer. Dieses Gerät brauchten wir nun, um die Leuchtspartratte in die gewünschte Richtung zu lenken. Das alles taten wir in einer Vertiefung, etwa mit dem Umfang eines halben Hauses, und nicht ganz einen Meter tief. Etwas vom Wind geschützt ließen sich schön die Leuchtraketen anfertigen.

Es war wieder mal Sonntag, und bei Anbruch der Dunkelheit waren wir in einem dichten Fichtenwald auf der anderen Seite der Jünsdorfer Straße. Streichhölzer waren knapp, und so machten wir ein kleines Feuer, um damit die Leuchtraketen anzuzünden. Wir hatten wieder mal tollen Spaß mit unseren Leuchtraketen, die bis zu 50 Meter hoch in den Nachthimmel gingen. Nach 20 Minuten kam Hugo Predehl angerannt und sagte, dass die Polizei nur noch 50 Meter entfernt sei. In Sekundenschnelle war das Feuer gelöscht und die Munition verscharrt, und jeder verschwand in einer anderen Richtung im

Dickicht. Am nächsten Tag trafen wir uns alle wieder.

Wir fanden auch kleine Säckchen mit makkaroniartigen Nudeln gefüllt. Wir vermuteten, dass es Sprengstoff sein könnte. Jetzt brauchten wir jemanden, der dieses Zeug testete. Reinhold Kurtz meldete sich für diese Aufgabe, denn er hatte mehr Courage als der Rest von uns. Er füllte eine große Flasche fast voll mit dem Zeug und stellte sie in eine Erdvertiefung, so dass die Flasche außer Sicht war. Hinter Bäumen versteckt beobachteten wir, wie er die Flasche mit einem Streichholz anzündete. Ich sah noch, wie er sich niederbeugte und auf die Flamme blies. Plötzlich drehte er sich um, rannte einige Schritte und warf sich zu Boden. Es gab einen Donner, dass die Erde bebte, aber keiner war verletzt. Nur etwas erschüttert standen wir da. Nachher machten wir es noch öfters, aber mit weniger „Makkaroni“ in den Flaschen.

Die Schulzeit war unregelmäßig. Ich weiß nicht warum, es mochte Lehrermangel gewesen sein. An freien Tagen gingen wir manchmal zu einem ehemaligen deutschen Militärfliegerhorst, der eine Stunde zu Fuß in Richtung Rangsdorf lag. Dort beschauten wir uns die übriggebliebenen deutschen Jagdflugzeuge und Bomber und kletterten auch darin herum. Etwas abseits davon war eine Wiese, wo einige alte Doppeldecker Flugzeuge standen, ähnlich wie man sie im Film „Quax der Bruchpilot“ sieht. Diese wurden nun zu unseren Lieblingsspielzeugen, wenn wir wieder mal da waren. Jemand meinte, dass man die Schläuche auf den Rädern beim Baden gebrauchen könnte, und so machten wir uns daran, die Reifen abzumontieren. Die Luft wurde erst herausgelassen, und während einige Jungen am Ende eine Tragfläche hoben, montierte einer mit einem großen Schraubenzieher den Reifen und Schlauch ab. Am ersten Tag schafften wir zwei Schläuche. Mit der Zeit hatte jeder von uns einen Schlauch, den er beim Baden gebrauchen konnte.

Es war ein schöner Teich, nicht weit von der Ziegelei, wo wir uns an sonnigen Tagen tummelten. Jugendliche aus Nunsdorf waren manchmal auch da, so auch ein paar Jungen aus der Verwandtschaft von Predehls. In der Mitte des Teiches war eine schmale Stelle, etwa 10 Meter breit, die man schwimmend leicht überqueren konnte. Einer der vorhin erwähnten Jungen schwamm über diese schmale Stelle.

In der Mitte muss er wohl nervös geworden sein, denn er fing an zu zappeln und ging unter. Alle riefen „Winand, Winand!“, als ich mich umdrehte, sah ich den Kerl im Wasser zappeln. Ich sprang hinein und versuchte ihn an Land zu bringen, er wollte sich an mir festklammern, und ich musste kämpfen, um frei zu bleiben. Hugo Predehl war im nächsten Moment auf der anderen Seite des Jungen, und zusammen zogen wir ihn an Land.

Genau so war es mir drei Jahre zuvor passiert. Als ich mal in den Sommerferien bei Onkel Wilhelm Neumann in Kosten war, gingen sein Sohn Alfred und ich zu einem kleinen Fluss zum Baden. Da war auch eine schmale Stelle, wo jeder hinüberschwamm, aber ich schaffte es nur bis zur Mitte und fing an zu zappeln, bis Alfred mich an Land zog. Ich bin vorher am Ufer etwas hin und her gepaddelt, konnte aber eigentlich noch nicht richtig schwimmen. Nach diesem Vorfall übte ich auf unserem Hofteich, bis ich schwimmen konnte. Der Teich war an der tiefsten Stelle nicht mehr als einen Meter tief und so war keine Gefahr zum Ertrinken. Manchmal ging ich dann mit anderen Jungen aus Langenbrück in einem kleinen Fluss, Samica, hinter dem Dorf baden. Als ich in Schmiegel 1944 zur Hauptschule ging, mussten wir auf Anweisung der Lehrerin, Frau Pareik, in einem kleinen See mindestens 10 Minuten ruhig schwimmen, ohne dass einem die Puste ausging. Wie gut, das ich Schwimmen konnte!

Im Spätsommer ging auch die letzte 20-mm-Munition aus, und wir suchten jetzt nach mehr Munition, um unser Hobby mit den Leuchtraketen weiterzuführen. Wir wussten, dass auf dem Flugplatz bei den deutschen Jagdflugzeugen solche Munition zu finden war. Einmal gingen wir als Gruppe von 7 Jungen dort hin und fanden Munitionskisten voll solcher Munition. Wir nahmen 5 solcher Kisten zwischen uns und gingen so als Kette nebeneinander wieder heimwärts, als plötzlich von irgendwo her Russen mit Maschinenpistolen auf uns schossen. Die Kugeln piffen über unsere Köpfe, und wir legten uns hin. Nach einigen Sekunden standen wir auf und rannten mit den Munitionskisten weiter, und wieder wurde geschossen, und so ging es, hinlegen, aufstehen und rennen, und dann wieder hinlegen. Nach einer Viertelstunde hatten wir einen Waldrand erreicht, und die Knallerei hörte auf. Alle Kisten waren noch bei uns, und nach weiteren 45 Minuten hatten wir unseren beliebten Spielplatz in der Vertiefung abseits der Jünsdorfer Straße erreicht. Die Kisten waren zwar voll Munition aber nur Leuchtpuren eigneten sich am Abend für Leuchtraketen, die anderen verbrauchten wir am Tage.

Auf dem Flugplatz fanden wir auch ganz weiches, helles Gummi, mit dem die Luftsäcke der Kampfflugzeuge überzogen waren. Wir zapften auch etwas Benzin von den Flugzeugen ab und nahmen es in kleinen Fläschchen mit. Mit dem mitgebrachten Zeug weichte mein Onkel Otto etwas Gummi im Benzin ein, und es wurde eine Art Gummilösung daraus, die er zum Schuhe reparieren brauchte. Manchmal fanden wir auch schwarzen Gummi, den man als Schuhsohlen gebrauchen konnte.

All diese Spielplätze waren mit einem gewissen Risiko verbunden. Wenn wir uns bei den deutschen Flugzeugen beschäftigten und dort herumkletterten, wurden wir normalerweise nicht von den Russen belästigt, außer dem einen Mal als wir mit den Munitionskisten davonrannten.

Einmal, während eines Spaziergangs in Richtung Rangsdorf, kamen wir zu einem Haufen Munition, Granaten, Bomben und allerlei anderen Geschossen. Wir gingen nahe heran und besuchten alles. Keiner rührte etwas an, und wir gingen nach einer kurzen Weile weiter. Dies war ein Bombenhaufen, den die Russen nachher sprengten. Scheinbar gab es viele solcher Granathaufen, bei denen manche Zivilisten den Russen helfen mussten, um die Bomben, Granaten, Panzerminen und andere explosive Körper zusammenzutragen. Von etwa 2 bis 3 km Entfernung sah ich ein paar Mal, wie die Russen anscheinend eine Zeitzündung an solch einem Haufen ansetzten, auf einen Lastwagen sprangen und mit Vollgas davon fuhren. Nach einer Minute gab es eine laute Explosion, und eine Rauchsäule stieg bis zu den Wolken empor.

Es war wieder mal ein schöner Sonntagnachmittag. Hugo und Helmut Predehl, Reinhold Kurtz, Egon Müller und ich gingen nun mal in Richtung Jünsdorf spazieren und hielten nach einer Stunde Wanderung an einem schönen Teich in einem großen Sandtrichter an. Da die Sonne so schön warm schien, entschlossen wir uns, baden zu gehen. Nachdem wir gebadet hatten, standen wir noch eine Weile da und unterhielten uns. Plötzlich knallte es und ich sah, wie drei russische Soldaten mit ihren Pistolen von der anderen Randseite des Trichters uns als Zielscheiben gebrauchten. Ich drehte mich um und rief: „Die Russen schießen“, aber die anderen waren schon halb den steilen Sandhang hinauf. Ich muss wohl einen Weltrekord im Laufen gebrochen haben, denn ich war nicht der Letzte, der oben ankam. Auf dem Wege den Hang hinauf spritzte Sand links und rechts neben mir auf. Anscheinend schossen die Russen auch auf mich. Oben angekommen rann-

ten wir in ein Getreidefeld und legten uns vollkommen erschöpft auf die Erde.

Diese 10 oder 15 Sekunden hatten alle Kraft verbrannt, die wir hatten, um so schnell wie möglich außer Sicht zu gelangen. Gott sei Dank ist keiner verletzt worden. Nach einer Weile hielten wir Ausschau, ob die Russen uns verfolgten, aber sie waren nicht mehr zu sehen. Wir wollten eine Überraschung von ihnen vermeiden, denn es hätte furchtbare Folgen haben können, wenn diese russischen Soldaten plötzlich mit der Pistole in der Hand wieder vor uns aufgetaucht wären. Wir wanderten also im Getreidefeld weiter, bogen rechts ab und machten uns schweigend wieder auf dem Wege nach Glienicke zurück. Jeder war in seine eigenen Gedanken vertieft. Was wäre da geschehen, wenn einer, zwei, drei oder sogar alle von uns getroffen worden und am Hang liegen geblieben wären? Diese Soldaten, die wahrscheinlich besoffen waren, hätten mit ihrem Übermut ein Sieb aus jedem von uns gemacht. Ich habe zu Hause nie was von diesem Vorfall erwähnt, und ich glaube, die anderen haben es auch nicht getan, sonst hätte ich es von anderen Leuten erfahren.

Mein Onkel Otto war sehr geschickt und konnte praktisch aus Nichts etwas basteln. Bevor die Russen da waren, gab es kleine zylinderartige Feuerzeuge, aber jetzt gab es keine mehr. Onkel Otto erwähnte mal, dass, wenn ich mal solch einen kleinen Zylinder finden sollte, ich ihn mit nach Hause bringen sollte, vielleicht könnte er ein Feuerzeug daraus machen. Eines Tages fand ich tatsächlich solch einen Zylinder im Wald, der auf seine Beschreibung passte. Als ich das Ding in der Hand hielt und die anderen Jungen um mich herum standen, wollte ich es mit einem Taschenmesser aufmachen. Es hatte etwas Gewicht und war an beiden Enden geschlossen, aber ich entschloss mich, es dann nach Hause mitzunehmen, denn Onkel Otto war viel geschickter als ich.

Zu Hause angekommen bekam ich auf einmal Bedenken, dass das Ding vielleicht doch etwas Gefährliches sein könnte und traute mich nicht, es mit ins Haus zu nehmen. So legte ich es in der Holztoilette beim Kuhstall innen auf den Türrahmen. Am Abend fragte mich Onkel Otto, ob ich was in der Toilette hätte liegen lassen, ich bejagte es. Daraufhin sagte er: „Nimm es wieder mit in den Wald und begrabe es so tief du kannst, das ist nämlich die Sprengkapsel einer Panzerfaust.“ Am nächsten Tag nahm ich es wieder mit und begrub es im Wald in einem Loch in der Erde undklärte meine Freunde über diese Sprengkapsel auf ...

So konnte man auch spielen

Wenn wir unseren Enkelkindern erzählten, wie die Kinder nach dem Krieg in den Kriegsgebieten spielten, würden sie es vielleicht nicht glauben und sich fragen, merkten die Eltern nicht, was da abging?

Nur wer es miterlebt hat, wird verstehen, dass die Erwachsenen angestrengt damit beschäftigt waren, den Alltag zu bewältigen und für Nahrung zu sorgen.

Oft waren sie auch froh, wenn die kleineren Geschwister von den größeren mitgenommen wurden. Nur einen kleinen Absatz der Biografie können wir über anderes Spielen lesen, und was die Mädchen machten, kommt hier nicht zur Sprache.

... Reinhold Kurtz hatte einen Fußball im Wald gefunden, und so trafen wir uns öfters am Spätnachmittag auf dem kleinen Dorfplatz vor unserem Haus und dem kleinen Feuerwehrhaus und spielten Völker-

ball bis in die Dunkelheit hinein. Zum Spiel hatten sich immer viele andere Kinder angesammelt um mitzumachen. Eine ganze Reihe Kinder und einige Erwachsene standen als Zuschauer da, und das ganze Spiel fand mit viel Geschrei und Rufen statt...

Im nächsten Teil seiner Biografie schreibt Winand darüber, wie die Familie der Deportation entging.

Egon und Helga Sprecher

Rückblick zum hundertsten Geburtstag von Lydia Balmer-Lehrbach, 23. Februar 2021



Geburtstagskind mit Kuchen und Kerze



Lydia mit ihrer Familie

GERHARD TREICHEL

Von Getrud Lehrbach bekam ich an diesem Tag Post aus Mondai, darin berichtete sie mir vom Geburtstag ihrer Mutter Lydia. „Leider musste die geplante große Feier ausfallen, weil ich an Corona erkrankt bin, wollen aber die Feier in drei Monaten nachholen“, ergänzte sie.

Mutter Lydia wurde am 23. Februar 1921 in Teplitz geboren. Ihre Eltern, Benjamin und Emilie und die vier Kinder emigrierten 1930 nach Porto Felix, dem heutigen Mondai, im Bundesstaat St. Catherina, Brasilien, fuhr sie fort.

Lydia war damals neun Jahre alt, hatte in Teplitz noch die Schule besucht. Es war für sie in den ersten Jahren sehr schwer, hier Fuß zu fassen. Sie wollte zurück nach Bessarabien. Man muss sich vorstellen, so Gertrud, ringsum nur Urwald, Schlangen, wilde Tiere, tropisches Regen-Wetter. Es muss für sie fürchtbar gewesen sein, meint ihre Tochter. Ihr Vater sagte damals zu ihr: „Wir können nicht mehr zurück, unsere Heimat haben wir verloren. Die Russen werden Bessarabien früher oder später okkupieren. Hier leben wir in Freiheit, hier werden wir eine neue Heimat finden.“

Großvater, so Gertrud, sollte Recht behalten. Zehn Jahre später besetzen die Russen Bessarabien. So langsam gewöhnt sich Lydia an ihre neue Umgebung, die Kolonie. Sie geht in die Schule. Später in Stellung in die Stadt Mondai, dort lernt sie ihren Mann Waldemar Lehrbach kennen. Sie heiraten 1946. Die Familie wächst, ihre fünf Kinder, Siegfried, Manfred, Edmar, Gertrud und Valdir, werden geboren. Auf tragischer Weise kommt ihr Ehemann Waldemar im Juni 1978 bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Trotz aller Schmerzen und Trübsal hat sie ihre Lebensfreude bis heute nicht verloren. Orientierung für ihr Leben fand Mutter Lydia in Psalm 23, es ist bis heute so geblieben:

Der HERR ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.

Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich

zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele.

Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.

Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.

Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde.

Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein.

Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang,

und ich werde bleiben im Hause des HERRN immerdar.

Das Wandrelief am Rio Uruguay verdeutlicht die Besiedlung des Südwestens Brasiliens, vor 100 Jahren gegründet vom Beauftragten der Hamburger Besiedlungsgesellschaft Hermann Faulhaber, am 20. Mai 1922, berichtet Hugo Gemmer, Leiter des Emigranten-Museums.

Lydias Vorfahren, so Gemmer, wanderten Mitte des 19. Jahrhunderts von Freudenstadt im Schwarzwald Richtung Bessarabien aus. Gemmer betonte, dass ein Großteil der Schwaben Pietisten waren, sie folgten dem Ruf des Zaren Alexander von Russland. Er wies darauf hin, dass 68 Familien in Korntal /Stuttgart Zuflucht fanden.

Man schrieb den 18. Februar 1817, als Gottlieb Wilhelm Hoffmann einen Vorschlag für die Errichtung religiöser Gemeinden machte. Der kaiserliche Notar und Bürgermeister von Leonberg – und, so



Hugo Gemmer, Leiter des Emigranten-Museums



Lydia Balmer-Lebrbach und ihre Kinder: Siegfried, Manfred, Gertrud, Valdir



Hochzeit mit Waldemar Lebrbach 1946



Wandrelief am Rio Uruguay

die Brüdergemeinde, einer der führenden Pietisten im Land – hatte nicht länger zusehen wollen, dass vermögende Bürger scharenweise in Richtung Südrussland, das Land verließen. Zwei Jahre später entsprach König Wilhelm I. von Württemberg dem Vorschlag Hoffmanns. Er unterzeichnete 1819 eine so genannte Fundationsurkunde der Gründung Korntals.

Acht Jahre später, im Jahr 1930, gehörten Balmers zu einer weiteren großen Besiedlungsgruppe, die aus Teplitz, Bessarabien emigrierten, hier im äußersten Westen St. Catherinas zu den Pionieren der neu gegründete Kolonien Porto Feliz wurden. Zu ihnen gehörte die neunjährige Lydia Balmer.



Hugo erinnerte im Telefon-Gespräch am 23. Februar auch an den Besuch 2019 einer Gruppe aus Deutschland, auf Spurensuche und die Begegnung mit Lydia Balmer-Lebrbach hier am Ufer des Rio Uruguay in Mondai

Lebenserinnerungen von Alfred Johann Keck

Alfred Johann Keck (1905–2001) wurde in Neu-Elft (Fère Champenoise II) in Bessarabien geboren und wuchs mit drei Brüdern und drei Schwestern auf. Die Familie zog alsbald nach Tarutino/Bessarabien. Dort besuchte Alfred die Grundschule und das Gymnasium. Sein Vater war Küster-Lehrer. Seine Mutter starb 1929. Nach dem Abitur vertrat Alfred für einen Monat einen Küster-Lehrer. Später studierte er in Bukarest Veterinärmedizin. Nach dem Abschluss mit dem Dr. med. vet. wurde er automatisch Oberleutnant in der rumänischen Armee. Als solcher war er an der Mobilmachung Rumäniens zu Beginn des zweiten Weltkrieges dabei. Nach der Umsiedlung wurde Keck als Tierarzt in Ostpreußen zwangsverpflichtet. 1943 am 1.4. wurde er als Veterinär z.B.V. zur Wehrmacht einberufen. 1944 geriet er in Oberösterreich zunächst in amerikanische Gefangenschaft, wurde aber an die Sowjets weitergereicht. Es folgten über zwei Jahre russische Gefangenschaft. Nach der Freilassung ging er zu seiner Familie, die nach der Flucht 1945 in Sulingen in Niedersachsen gelandet war. Eine Vielzahl an Bildern und Grafiken illustrieren den Weg des Alfred Keck.

Alfred Johann Keck
Erinnerungen
eines Bessarabiendeutschen –
1905 bis 2001



erschienen 2021 im Eigenverlag, 92 Seiten
Herausgeber: Tilde Heiland-Keck und
Werner Heiland
Für 15 Euro zzgl. Versand zu bestellen unter:
E-Mail: werner.heiland@t-online.de
Tel: 07642 40103

Wer? Wo? Wann? Bildinformationen gesucht

Vor Kurzem hat Herr Dr. Blankenburg unserem Archiv drei Bilder zukommen lassen, die Klöstitz betreffen. Wenn Sie Näheres zu diesen Bildern wissen oder jemanden darauf erkennen, bitten wir Sie, sich bei Herrn Keller zu melden (mail: keller@bessarabien.de oder per Post an den Bessarabiendeutschen Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart).

Foto 1



Foto 2



Foto 3



Aus dem Heimatmuseum Brotpfannen und hölzerne Backmulde

EVA HÖLLWARTH

Im Museum haben wir eine kleine hölzerne Backmulde sowie eine Brotpfanne in einem der Schaukästen ausgestellt. Ferner sind noch einige Brotpfannen im Magazin aufbewahrt. Das sind alles wichtige Utensilien fürs Brotbacken, denn dies war eine sehr bedeutende Arbeit für die Frauen aus Bessarabien und der Dobrudscha. Brot war ein wichtiges Grundnahrungsmittel. Im Kochbuch „Die Küche der dobrudschadeutschen Bäuerin 1840–1940“ fand ich einen informativen Bericht mit dem Titel: Die Kunst des Brotbackens.

Darin wird berichtet, dass Brot zu backen eine schwere Kunst war – ich würde sagen eine schweißtreibende Kunst – auf die sich alle Bäuerinnen gut verstanden und sehr stolz auf die fertigen Brotlaibe waren.

Es wurde jede Woche frisch gebacken und in der Dreschzeit auch mehrmals, je nachdem, wie groß die Familie war; Knechte, Mägde und Tagelöhner inbegriffen. Da wurden jedes Mal 20 und mehr Kilo Mehl auf einmal verbacken, reines Weizenmehl oder mit Roggenmehl gemischt. Ein Brotlaib wog bis zu 5 Kilo und es wurden immer 10–15 Laibe in den Ofen geschoben. Als Treibmittel wurden die selbst gemachten „Heferiebele“ verwendet.

Zum ersten Mal hörte ich von den „Heferiebele“, als im Sommer 2017 Frau Katharina Winter geb. Unterschütz aus Cogevalac uns im Heimatmuseum in Stuttgart besuchte und uns über das Leben in der Dobrudscha berichtete.

Wichtig fürs Brotbacken waren besagte Heferiebele. Wenn der frische Most aus Weintrauben auf dem Höhepunkt des Gärprozesses war, nahm man den Weinschaum und Weinsalz dazu, vermengte das Ganze mit Maismehl, dass ein fester Teig entstand. Daraus formte man Küchlein, die getrocknet wurden. Sie wurden knochenhart und mussten schon am Morgen vor dem Zubereiten des Teiges eingeweicht werden. Sie trieben vortrefflich. Den Vorteig bereitete man am Abend zu. Im Winter siebte man auch das Mehl schon am Morgen in den Backtrog, damit es bis zum Abend Zimmertemperatur hatte. Das Mehl stand bei den meisten Bauern im Magazin oder in einer kalten Kammer. In der Mitte der Backmulde mit Mehl machte man eine größere Grube, goss heiße Molke, Milch, Butter- oder Dickmilch über das Mehl, rührte es gut durch und ließ es etwas abkühlen. Noch



In der hölzernen Backmulde bereitete die Bäuerin den Brotteig zu



Zum Backen des Brotes dienten Brotpfannen wie diese hier

lauwarm wurde dann die entsprechende Anzahl eingeweichter Heferibele darunter gerührt. Mit etwas Mehl wurde das Ganze dann überstäubt. Das war der Vorteig. Die große Backmulde musste an einem zugfreien, warmen Ort stehen und dann gut abgedeckt werden. Am anderen Morgen in der Frühe machte sich die Bäuerin dann an das Teigkneten, immer von den Wänden der Backmulde nach innen holend bis ein geschmeidiger Teig entstanden war, der sich gut vom Backrog und den Händen löste. Es war eine schweißtreibende Arbeit, die Kraft und Ausdauer erforderte. War der Teig fertig,

wurde er zugedeckt und musste gehen, bis er sich verdoppelt hatte und die Backmulde voll war.

Inzwischen schürte die Bäuerin den Backofen und breitete die Glut gleichmäßig mit einer langen Ofenkrücke auf dem gesamten Ofenboden aus. Danach wischte sie die Brotpfannen aus und fettete sie gut mit Schmalz ein. Auf dem bemehlten Küchentisch laibte man den Brotteig in die Pfannen, ließ ihn nochmals etwas aufgehen, bestrich die Laibe mit der in Wasser getauchten flachen Hand und schob die Pfannen der Reihe nach mit einem langen hölzernen Brotschieber in den geheizten Backofen.

Es fällt mir auf, dass man in Bessarabien und in der Dobrudscha Brotpfannen gebrauchte und nicht wie in Süddeutschland üblich, Brotkörbchen benützt wurden. Hierbei muss man nämlich zuerst Glut und Asche aus dem Backofen herausholen. Erst dann kann man die in Körbchen vorgeformten Laibe einschießen.

Brotbacken ist eine Kunst und die Bäuerinnen konnten wirklich auf ihre Fertigkeit stolz sein.

Der Duft von frischem Brot ist auch heute noch für uns ein Genuss.

Schloss Werneck

LOTHAR SCHWANDT

In den Berichten über die Umsiedlung – zuletzt in Heft 2/2021 von Elfriede Geske – kommt immer wieder als zwischenzeitlicher Aufenthaltsort Schloss Werneck bei Schweinfurt zur Sprache. Dort waren vom 24. Oktober 1940 bis Februar 1941 bessarabiendeutsche Umsiedler untergebracht, aber auch noch später sich der Einbürgerung ins „Großdeutsche Reich“ widersetzen Dobrudschadeutsche, wie Heinz-Jürgen Oertel im Heft 10/2018 über die Sonderaktion gegen Malkotscher Männer schreibt.

Die Wenigsten dürften damals erfahren haben, wie es den zuvor dort unterbrachten Bewohnern ergangen war, nämlich den Patienten der damaligen Heil- und Pflegeanstalt Schloss Werneck. Verständlicherweise, denn wer sollte von den Umsiedlern, die der NS-Staat „heim ins Reich“ gelockt hatte, etwas von der Euthanasie-Aktion T4 erfahren, die hier wie an vielen anderen Heil- und Pflegeeinrichtungen unmittelbar zuvor vorbereitet wurde? Schließlich sollten die Umsiedler auf ihre neuen Aufgaben vorbereitet werden, wofür die „Volks-



Park und Schloss Werneck im Sommer

Bildrechte: Silvia Eidel

deutsche Mittelstelle“ in Litzmannstadt sie ausersehen hatte!

Es ist die Tragik der Nachkriegsgeschichte, dass die Erinnerung an diese Unmenschlichkeit und gnadenlose Tötungsmaschinerie der NS-Regierung lange Jahre verdrängt wurde und ein freimütiges und aufrichtiges Gedenken verhindert hat. Dies betrifft, wie viele andere Bei-

spiele zeigen, auch die Aufarbeitung selbst – die „verschwundenen Umsiedler“ sind ein konkreter Beleg dafür. In Werneck bedurfte es der Hartnäckigkeit eines Arztes, hausinterne Widerstände zu überwinden und damit an die Öffentlichkeit zu gehen, wodurch erst eine neue Form des Gedenkens an diese Ermordung möglich wurde. Dass es aus Sicht der Bessarabiendeut-



Getreidedreschen in Katzbach

Foto: Bess. Verein



Foto: Katzbachbuch

ULRICH DERWENSKUS

Landwirtschaft in Katzbach

Grundsätzlich unterschied sich die Landwirtschaft in Katzbach natürlich nicht von der anderer deutscher Orte im südlichen Bessarabien. Deshalb sprechen meine Ausführungen nur bestimmte, für Katzbach zutreffende Gegebenheiten diesbezüglich an.

Die Gemarkung der Gemeinde Katzbach umfasste bei der Umsiedlung eine Landmenge von 4230 Hektar und hatte die Form einer Raute mit den Spitzen in Richtung Nord und Süd.

Das Landschaftsbild der Gemarkung ist hügelig und wenig ertragreich, die Humusschicht soll kaum mehr als 20–30 cm Tiefe erreicht haben. Dies geht aus der Chronik des Katzbacher Lehrers Arnold Winger aus dem Jahr 1929 hervor.

Es steht allerdings im Widerspruch zu den Aussagen der von mir angesprochenen Katzbacher Bauern oder deren Nachkommen, die von äußerst fruchtbarer Erde sprachen. So hat Fritz Groß mir erzählt, dass der Boden sehr gut gewesen sei und nicht gedüngt zu werden brauchte. Er habe aber einmal sehr viel Mist gehabt und wusste nicht mehr, wohin damit. So hat er ihn auf seinen Acker gefahren und Bobschai, also Mais, angebaut. Die Saat wuchs viel zu schnell aufgrund der übermäßigen Düngung und wurde sehr hoch, fiel dann aber um und der Mais musste umgepflügt werden.

Die Felder der einzelnen Katzbacher Bauern lagen zum Teil sehr verstreut in der Gemarkung und man benötigte lange Fahrzeiten, um zu den einzelnen, so genannten „Losen“, zu kommen.

Bei zwei Dritteln der Bevölkerung in Katzbach handelte es sich um Landwirte.



Etwas fortschrittlicher geht es heute schon in Katzbach zu

Foto: U. Derwenskus 2017



Hofstelle von Heinrich Bauer

Foto: Katzbachbuch

Von ihnen wurden als Getreidearten hauptsächlich Weizen, Gerste und Hafer angebaut. Weiterhin vorwiegend noch Mais und Sojabohnen.

Natürlich durften auf gar keinen Fall die Weingärten fehlen, die bereits in den ersten Ansiedlungsjahren angelegt worden sind. Auch mit den Katzbacher Weingärten kannte die Reblaus um das Jahr 1900 keine Gnade, sie wurden vernichtet. Reblausresistente Weinreben aus Amerika wurden danach angepflanzt und die Weinproduktion in Katzbach erholte sich langsam wieder. Die Katzbacher fühlten sich dem Weinbau besonders zugetan,

weil die Weinstöcke auch der größten Dürre widerstanden, im Gegensatz zu ihren Feldfrüchten, die auf der sehr unterschiedlichen Güte des Ackers dann teilweise besonders litten.

Ein Merkmal der Katzbacher Haushalte war die Bewirtschaftung des Baschtan, also des Melonenfeldes. In den Erzählungen kommt diese Gemüseart als Harbuse (Wassermelone) immer wieder vor.

Meine Frau Karin und ich sind 1980 als frisch verheiratetes Ehepaar auf Hochzeitsreise nach Rumänien mit dem Auto bis ins Donaudelta gefahren. Die Bekann-



Haspeln in Katzbach



Oma Rauschenberger beim Spinnen

ten haben uns für verrückt erklärt, zu dieser Zeit nach Rumänien zu fahren. Dort haben wir am letzten Tag extra mehrere Melonen gekauft, um auch meiner Großmutter eine davon mitzubringen, da sie immer von der unbeschreiblich hohen Qualität erzählte.

Was war die Enttäuschung für mich groß, als sie sagte: „Bei uns z' Haus' hen's aber besser g'schmeckt. Die warat viel sißer.“ Wahrscheinlich waren sie noch nicht reif genug.

Der ganze Stolz der Katzbacher Bauern waren ihre Pferde, von den Kühen hielten sie angeblich nicht so viel, sie wurden nur zur eigenen Versorgung gehalten. Zum Beispiel war es unter der Würde meines Großvaters zu melken. Dies musste meine Großmutter besorgen, denn das war Frauenarbeit. Sie hatte aber zum Glück einen sehr netten Bruder, Heinrich Groß, der ihr die schwere Arbeit häufiger abgenommen haben soll. Ihm war diese Arbeit anscheinend nicht zu diskriminierend.

Kurz vor der Umsiedlung wurden noch kleine Waldstücke in der Nähe des Dorfes angelegt, die heute aber nicht mehr vorhanden sind.

Die Felder, auch Fluchten genannt, lagen in der Katzbacher Gemarkung, wie schon erwähnt, weit voneinander entfernt und der Bauer war den ganzen Tag während der Feldbestellung in der Steppe. Seine Frau hatte ihm nahrhaftes Essen, vorwiegend Weizenbrot, aber, wie ich wiederum von meiner Großmutter weiß, auch die leckeren und nahrhaften „Strudla“ eingepackt.



Der Katzbacher Steinmetz mit seiner Familie

Fotos: Bess. Verein

Ich möchte hier einmal einen Bauernhof von durchschnittlicher Größe anhand des Hofes meines Großonkels Robert Stock aus Katzbach zur Umsiedlungszeit 1940 auführen: Neben den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden bestand sein Eigentum aus 13 Hektar Ackerland, 2,5 Hektar Weide, 0,5 Hektar Weingarten, 0,1 Hektar Wald, 1400 Quadratmeter Obstgarten. Das bewegliche Vermögen aus 4 Pferden, 3 Kühen, 15 Schafen, 3 Schweinen und 65 Stück Federvieh. Als totes Inventar sind lediglich 1 Mähmaschine, 1 Pflug und weitere, nicht näher beschriebene „Geräte“ aufgeführt.

Neben der Landwirtschaft gab es in Katzbach natürlich auch andere Berufszweige. Im Jahr 1939 sind als Handwerksbetriebe folgende verzeichnet: 5 Schmiede,

10 Wagner oder Stellmacher, 8 Tischler oder Schreiner, 3 Gabelmacher, 5 Maurer, 6 Schneider/innen, 5 Sattler, 12 Schuster, 1 Grabsteinmacher oder Steinmetz, 2 Korbmacher, 1 Steppdeckennäherin, 6 Weberinnen, 7 Händler, 1 Molkereimeister, 5 Mühlenbesitzer, 4 Kaufladenbesitzer, 3 Ladendiener im Konsumladen, 3 Hebammen, 4 Imker, 3 Nachtwächter, 1 Gemeindediener, 1 Schuldiener, 3 Jäger mit Jagdschein, 3 Fassbinder oder Bonder, 2 Hauschlachter, 2 Krautgärtner davon ein Bulgare, 4 Dachdecker für Rohrdächer, 2 Dachdecker für Ziegeldächer, 1 Uhrmacher, 1 Zahnzieher. Die Pferde- und Viehhirten in Katzbach waren fast ausschließlich Russen, Bulgaren oder Moldauer.
Teil V folgt in einer der nächsten Ausgaben des Mitteilungsblattes.

Neuer Nationalismus in der Ukraine und russische Bedrohung

KARL-HEINZ ULRICH

Ungute Tendenz

Schon seit Längerem kann man bei näherem Hinsehen in der Ukraine Tendenzen eines neuen Nationalismus erkennen. Verstärkt haben sie sich seit der Annektion der Krim durch Russland und die von Putin geleugnete Unterstützung der Separatisten im Donbass-Gebiet. Nationalismus artikuliert sich am stärksten im alltäglichen Gebrauch einer Sprache und deren offizielle Reglementierung.

In der Ukraine zeigt sich das sehr deutlich im Willen des Staates, Russisch als Umgangssprache im Alltag immer mehr zu verdrängen und Ukrainisch als alleinige

Nationalsprache zuzulassen. Dieses Vorhaben wurde schon unter dem vorherigen Präsidenten Poroschenko praktiziert und wird jetzt durch den neuen Präsidenten Selenskyj noch einmal verschärft.

Seit dem 16. Januar 2021 gibt es eine Novellierung des Art. 30 im Gesetzbuch, die besagt, dass künftig die ukrainische Sprache als alleinige staatliche Sprache in der Ukraine verwendet werden soll.

Das bedeutet, alle Beschäftigten des öffentlichen und des privaten Dienstleistungssektors, also z.B. Kassierer, Verkäufer, Kellner, Friseure, Ärzte, Apotheker, Bankangestellte etc. sind verpflichtet, mit ihren Kunden, Klienten etc. nur noch auf Ukrainisch zu kommunizieren. Verstoßen z.B. Unternehmer gegen diese Vorschrift,

dann droht ihrem Unternehmen eine saftige Strafe.

Angestellte sollen, wenn sie nicht Ukrainisch sprechen, erst ab dem 16. Juli 2022 bestraft werden. Als Ausnahme ist dann lediglich zugelassen, wenn der Kunde darum bittet, auf Russisch bedient zu werden. Zur Einhaltung dieses Gesetzes sind bereits „freiwillige Helfer“ als sogenannte Sprachinspektoren in ihre Aufgabe eingeführt und beauftragt worden, Verstöße aufzuspüren und zu melden.

Beispiele nationalistischer Diskriminierung in der Ukraine

Sie stehen beispielhaft für viele andere.

Beispiel 1: Obwohl sie eigentlich noch „Schonfrist“ haben sollten, sind doch bereits Verkäuferinnen, Kassiererinnen und Kellner entlassen worden. Sie wurden von „freiwilligen Helfern“ bei der Behörde angeschwärzt, weil sie mit ihren Kunden Russisch gesprochen haben.

Beispiel 2: Ein israelischer Staatsbürger hatte beschlossen, gemeinsam mit seiner Frau, einer Odessitin, nach Ende des Lockdowns im Januar in Odessa ein Restaurant zu eröffnen. Ihre Werbung für das Lokal wurde zwar auf Ukrainisch veröffentlicht, gedruckt aber wurde sie mit russischen Buchstaben. Das Smartphone des Mannes, auf dem er den Werbetext geschrieben hatte, hatte nur russische und keine ukrainischen Buchstaben. Damit begang gegen sie eine regelrechte Hetzjagd. Nationalistische Odessiten bedrohten die Familie und versprachen ihnen einen „2. Mai“. Das ist eine sehr drastische Anspielung auf den Tag im Jahr 2014, als viele Odessiten im Gewerkschaftshaus verbrannt sind. Die Familie hat sich, Hilfe und Schutz suchend, an die Israelische Botschaft gewandt. Ob das Restaurant nach dem Ende der Pandemie eröffnet wird, ist höchst unwahrscheinlich.

Beispiel 3: In Cherson gibt es eine Schule für 486 Schüler mit chronischen Krankheiten. Der Direktor der Schule hat im Januar ein offizielles Schreiben vom Leiter des Sprachamtes „Kreminj“ bekommen. Darin wird die Leitung der Schule beschuldigt, gegen das oben genannte Gesetz zur alleinigen Anwendung des Ukrainischen als Nationalsprache verstoßen zu haben. Der Schuldirektor kann nach Feststellung der Anschuldigungen entlassen und die Schule geschlossen werden. Dabei wird nicht berücksichtigt, dass der Direktor diese Schule schon seit 29 Jahren leitet. Er ist u.a. auch Autor vieler Lehrbücher. Neben vielen anderen hat er auch ein Lehrbuch der ukrainischen Sprache herausgegeben. Zudem ist seine Schule auch Lehrschule für die Akademie der Wissenschaften der Ukraine.

Weil viele Kinder von Haus aus nicht Ukrainisch sprechen, wird der Unterricht in seinem Institut auf Russisch gehalten. In einem Fernsehinterview hat der Direktor dieses Konzept verteidigt, auf Russisch natürlich. Nach seiner Ansicht lernen die Kinder in ihrer Muttersprache (Russisch) besser als in einer (für sie) Fremdsprache (Ukrainisch). Das alles wird nun zum Anlass genommen, den Direktor eventuell zu entlassen und die Schule zu schließen. Der gesamte Lehrkörper hat dagegen protestiert. Das Ergebnis steht noch aus. Das Skurrile an dieser Angelegenheit ist, dass in dem auf Ukrainisch geschriebenen Brief des Sprachamtes „Kreminj“ zahlreiche Fehler gefunden wurden.

Angst vor russischer Invasion und bei der Okkupation der Krim

Irgendwie kann man die Ukraine ja verstehen, dass sie aufgrund der Ereignisse eine gewisse „Russophobie“ entwickelt hat. Der Krieg im Osten des Landes, der Verstoß gegen Völkerrecht bei der Krim sowie der Völkermord durch Stalin in den 1930er

Jahren haben in diesem Volk tiefe kollektive traumatische Wunden hinterlassen.

Seine Angst vor einer russischen Invasion zeigt sich am besten in dieser Redensart: „Je weniger Menschen bei uns Russisch sprechen, desto weniger kann Putin sagen, in der Ukraine gibt es so viele Russen, die wir jetzt von den unterdrückerischen Ukrainern befreien müssen.“ Und es ist gleichzeitig eines der vielen Argumente, wenn es darum geht, den Menschen in der Ukraine zu verbieten, Russisch zu sprechen.

Unter normalen politischen Bedingungen in der Ukraine würde man meinen, dass der Staatsführung bei ihren neuen Maßnahmen das gesunde Augenmaß abhandengekommen ist. Diskriminiert werden durch diese Gesetze z.B. alle, die aus anderen ehemaligen Sowjetrepubliken stammen, ukrainische Staatsbürger geworden sind, aber kein Ukrainisch gelernt haben. Alle ehemaligen Sowjetrepubliken sind heute multiethnische Staaten. In ihnen ist und bleibt, sicher noch lange, Russisch die verbindende Sprache im Alltag.

Gegenwärtig kann man in der Ukraine aber leider nicht von normalen politischen Verhältnissen sprechen, besonders im Blick auf den Nachbarn Russland. Mit der Ausgabe russischer Pässe an die ehemalig ukrainischen Bürger in den besetzten Gebieten von Donezk und Lugansk spielt Putin ein perfides Spiel. Er verfolgt mit dieser vordergründigen „Wohltat“ ein langfristig angelegtes Ziel. Je mehr Menschen in den besetzten Gebieten russische Staatsbürger werden, desto leichter wird ihm die Begründung fallen, dass er diese Menschen, seine Staatsbürger, vor dem aggressiven Ukrainer schützen muss. Eine Okkupation der jetzt nur besetzten Gebiete erscheint dann fast wie eine logische Konsequenz. Die massiven Truppenaufmärsche an der Grenze zur Ukraine lassen diese Bedrohung sehr real erscheinen.



Die noch nicht vollendete Geschichte (m)eines Vornamens

TITUS MÖLLENBECK

Schon immer war ich mit der Dobrudschaner-Familiengeschichte mütterlicherseits eng verbunden, nicht zuletzt durch meinen Vornamen. Denn dieser hat eine besondere Geschichte; zudem hat er immer für Aufmerksamkeit gesorgt: „Titus“ war in den 60er Jahren am Niederrhein kein geläufiger Name. Meine Altersgenossen hießen Thomas, Michael oder Wolfgang, von denen jeweils drei Vertreter in meiner Grundschulklasse von 40 Kindern waren.

Ich erinnere mich genau, als ich 1969 auf das Humanistische Gymnasium Viersen kam und die Augen meines Lateinlehrers glänzten, als er alle Sextaner nach ihrem Namen fragte und ich mich mit „Titus“ vorstellen musste. Bei besonderen Gelegenheiten sprach er mich bedeutungsvoll im Vokativ, der lateinischen Anredeform, an: „Tité, könntest du mal bitte übersetzen ...“.

Ich habe meinen Vornamen, der durch eine Waffenbrüderschaft im Ersten Weltkrieg den Weg in die Familie meiner Großmutter gefunden hatte, als Kind nicht

gemocht. Überall wurde ich bei den Gebildeten als Sohn eines Lateinlehrers eingestuft. Dabei war mein Vater Maschinenbauingenieur aus dem Münsterland, der in Krefeld-Hüls meine Mutter Anna Baumstark kennen gelernt hatte. Anna Baumstark wurde am 18. April 1932 als zweites Kind der Eheleute Johannes und Filomena Baumstark in Malkotsch bei Tulcea geboren und hat von da an mit ihrer Familie – dazu gehörte die ältere Schwester Deonilla (1930), die jüngere Schwester Klara (1935) und der Bruder Markus (1938) – das Schicksal der 15.000 im November 1940

umgesiedelten Dobrudschadeutschen geteilt. An das Lagerleben in Aschaffenburg-Leider, in Werneck bei Schweinfurt, in Schlackenwerth bei Karlsbad im Sudetenland, in Lindenau bei Reichenberg (heute Liberec) und an verschiedene Lager im heutigen Polen sowie die Ansiedlung im Juli 1943 im „Generalgouvernement“ nahe der heutigen polnisch-ukrainischen Grenze kann sie sich erinnern. Die Hauptaufgabe dieser deutschen Bauern bestand darin, die Felder zu bestellen und für den Nachschub der Wehrmacht zu sorgen.

Nach sieben Monaten war diese Zeit vorbei und es begann die Flucht vor der Roten Armee, die schließlich in Krefeld-Hüls endete. Gott sei Dank haben die meisten überlebt und ihre Geschichten lebendig gehalten; dazu gehört auch die Geschichte, wie ich bei meiner Geburt am 29. August 1959 zu meinem Vornamen gekommen bin.

Die schon erwähnte Waffenbrüderschaft hat dazu geführt, dass der jüngere Bruder meiner Großmutter Filomena (*1910), Marcus Türk (*24. April 1917), seinem 1938 geborenen Sohn den Namen Titus gab. So war Titus Türk der erste Namensträger in der Familie, dem ich wiederum meinen Namen zu verdanken habe.

Marcus Türk hatte Portiunkula Rusczeński (*1916) aus Karamurat (bei Konstanta) geheiratet und bald wurde der Sohn Titus geboren; leider ist weder das Hochzeits- (1936/37?) noch das Geburtsdatum des Erstgeborenen bekannt - auch das Sterbedatum einige Jahre später liegt im Dunkeln.

Dagegen ist bekannt, dass der kleine Titus der Stolz in der Großfamilie Türk war, denn er war der erste männlich Geborene. Bis ein Unfall geschah: Titus soll als Baby so unglücklich vom (Wickel-?) Tisch auf den Kopf (?) gefallen sein, dass er fortan behindert war. Auch er muss mit seinen Eltern 1940 die Heimat am Schwarzen Meer in eine ungewisse Zukunft verlassen. Es war nicht leicht für die jungen Eltern mit einem behinderten Kind, zumal die Mutter bald nach der Umsiedlung wieder schwanger wurde. Leider verlief diese Schwangerschaft unglücklich, denn Portiunkula Türk stirbt am 21. November 1941 im „Lager“ Werneck, wohin die Familien am 12. Juni 1941 gebracht wurden, an den Folgen dieser Schwangerschaft. Im Sterbematrikel Werneck, von dem ich 1986 als Student im nahe gelegenen Würzburg eine Abschrift erhielt, ist eingetragen: „Türk Portiunkula, Umsiedlerehefrau, Dobrudschadeutsche, röm.-kath., Werneck, Umsiedlerlager im Schloss, verheiratet, Darm- und Bauchfelltuberkulose, allgemeine Schwäche, Sanitätsrat Dr. Mötje, gestorben am 21.11.1941 um 19:30 Uhr

Sommerzeit im Kreiskrankenhaus, beerdigt am 24. November im Anstaltsfriedhof, 25 Jahre und vier Monate alt, geb. am 2.8.1916, Heinrich Schäder, Anstaltspfarrer, ordnungsgemäß mit den Sterbesakramenten versehen durch Pfr. Anders“. Bei der Beerdigung durften Deonille (als Nichte) und die Urgroßmutter Marianne Türk nicht mit, weil beide auf den (kleinen) Titus aufpassen mussten. Oma Klara Türk, Mutter von Marcus, hat sich nach dem Tod von Portiunkula um den (behinderten) Kleinen gekümmert; und Titus, der nach Auskunft von Deonille „speziell“ war, hing umgekehrt an seiner Oma und ließ sich nur von ihr problemlos füttern; sie musste die Stampfkartoffel immer braten, sonst hätte der Kleine diese nicht gegessen. Cousine Anna Baumstark erinnert sich, dass sie in dem der Familie zugewiesenen Zimmer mit dem kleinen Titus gespielt hat. Er saß auf den Knien der Oma und hat immer mit dem Kopf hin und her geschlagen. Dramatisch ist auch, dass Portiunkula einen Tag nach der Freilassung ihres Mannes Marcus starb. Der war mit anderen Männern für sechs Wochen in Kellerhaft genommen worden. Grund war, dass einige Malkotscher Familien nicht bereit waren, sich eindeutschen zu lassen. Das war aber die Voraussetzung für die Ansiedlung in den eroberten Ostgebieten. Die einbürgerungsunwilligen Familien, zu denen die Familien Türk und Baumstark gehörten, wurden in Werneck erstmals „bearbeitet“, indem sie vom 10. Oktober bis zum 20. November für sechs Wochen in Kellerhaft genommen wurden. In der Familie spricht man von der „ersten Phase des Weichmachens“. Die zweite Phase ist dramatischer und erfolgt ab dem am 2. Dezember 1941 vom Lager in Schlackenwerth im damaligen Sudetenland aus - heute Ostrov nad Ohri in der Nähe von Karlsbad. Als die Männer nach einer Befragung am 2. Juli 1942 erneut die Einbürgerung verweigern, werden 70 Männer abtransportiert und für drei Monate im 100 Kilometer entfernten Konzentrationslager Flossenbürg interniert.

Der vierjährige Titus steht nun nicht nur ohne Mutter, sondern auch ohne Vater da. Die Betreuung übernimmt Großmutter Klara Türk.

Durch ein Gespräch am 16. Februar 2021 ergab sich eine veränderte Geschichte mit Blick auf den kleinen Titus. Bisher war überliefert, dass der Kleine nach der Entlassung der Männer und der darauf folgenden „Eindeutschung“ das Lagerleben mitgemacht hat: zunächst in Lindenau bei Reichenberg, dann ab dem 08.12.1942 in ein Lager bei Kalisch und drei Monate später ab dem 08. März 1943 in das Lager Tuschin-Wald bei Litzmannstadt (heute

Lodz). Dort soll der kleine Titus zur Behandlung im Reich abgeholt worden sein. Nach einigen Wochen kam die Nachricht, er sei bei der Behandlung verstorben. Sein Vater Marcus fuhr dorthin, hat seinen Sohn aber nicht mehr gesehen und kam bald wieder zurück. Nicht zurück kam er zwei Jahre später von einem Erkundungsgang auf der Flucht: Sein Todestag ist offiziell mit dem 24. Juli 1944 bei Lublin angegeben.

Nun hieß es auf einmal, dass der Kleine nicht vom Lager Tuschin-Wald, sondern bereits in Schlackenwerth abgeholt worden sei. Denn, da sind sich seine Tante Deonille, Tante Anna und Onkel Markus sicher, „in Lindenau war Titus nicht mehr dabei; aber für Schlackenwerth können wir uns noch gut an ihn erinnern!“ Damit lässt sich der Zeitraum und die Geografie wohl eingrenzen; es besteht die realistische Hoffnung, bei weiteren Recherchen mehr über das Schicksal des Vierjährigen (Namensgebers), der wohl im Rahmen des Euthanasieprogrammes der Nationalsozialisten ermordet wurde, in Erfahrung zu bringen. Die Vermutung liegt nahe, dass er wieder zurück ins Schloss Werneck kam, wo es eine „Irrenanstalt“ gab, die für die Umsiedler „geräumt“ wurde. Von den Fahrzeiten her ist es möglich, dass Marcus Türk frühmorgens Richtung Werneck gefahren und abends (oder am nächsten Tag?) zurückkam; die Strecke beträgt 250 km. Auf jeden Fall erinnert sich die Verwandtschaft, dass er bald zurückkam, aber den verstorbenen Sohn nicht mehr sehen konnte.

Die Wahrscheinlichkeit, dass es mehr Informationen zu Stätten der Euthanasie im Reichsgebiet gibt als im besetzten Polen (Lager Tuschin-Wald), müsste ungleich größer sein und damit die Wahrscheinlichkeit, mehr über das Schicksal meines Namensgebers in Erfahrung zu bringen. Über die Umsiedlerfamilien im Schloss, wo seit 1855 eine „Irrenanstalt“ existierte, gibt es einige Artikel im Archiv des Schlosses. Ein pensionierter Arzt soll sich als Experte zu Schloss bzw. Krankengeschichte profiliert haben. Mit ihm möchte ich Kontakt aufnehmen. Recherchen zum Schloss Werneck in Wikipedia ergeben Interessantes (Kursiv vom Verfasser): „Das Schloss wurde ab 1853 nach Plänen des königlichen Regierungs- und Kreismedizinalrats Karl Friedrich Schmidt und des königlichen Bauinspektors Bernhard Mack zu einer Heil- und Pflegeanstalt für psychisch Kranke umgebaut. Am 1. Oktober 1855 konnte die Heil- und Pflegeanstalt Werneck unter ihrem ersten Direktor, Bernhard von Gudden (dem späteren Gutachter über König Ludwig II., der mit ihm im Starnberger See ertrank), ihre Arbeit aufnehmen. [siehe Mathias Lutz: Die Geschichte der Psychiatrie seit 1850: Die An-

stalt in Werneck. München 2014. ISBN 978-3656574330.] Werneck ist damit *Sitz einer der ältesten psychiatrischen Kliniken Deutschlands. 1940 wurden die rund 800 Patienten der Heil- und Pflegeanstalt im Rahmen der so genannten Aktion T4 auf Anordnung von Otto Hellmuth ermordet.* [siehe Thomas Schmelter: Nationalsozialistische Psychiatrie in Bayern. Die Räumung der Heil- und Pflegeanstalten. Baden-Baden 2000. ISBN 978-3935176033.] Heute ist die psychiatrische Klinik (Träger: Bezirk Unterfranken) in einem modernen Neubau untergebracht und versorgt mit 290 Betten sowie 59 Betten für die Forensik das östliche Unterfranken (Stadt und Landkreis Schweinfurt sowie die Landkreise Hassberge, Rhön-Grabfeld, Bad Kissingen und Kitzingen mit über 500.000 Einwohnern). Im Schloss ist weiterhin die

Orthopädische Klinik des Bezirks Unterfranken untergebracht, die mit 153 Betten zu den größten orthopädischen Fachkliniken Deutschlands zählt. Die beiden Kliniken sowie die in den Schlossanlagen untergebrachten psychiatrischen und gerontopsychiatrischen Pflegeheime sind die größten Arbeitgeber des Marktes Werneck. (...)

Fazit: Es lohnt sich heute noch, Familiengeschichte zu thematisieren, denn es kann Neues zutage kommen. Es gibt einiges über meinen Namensgeber herauszufinden – mit dem neuen Sachstand vom 16. Februar gibt es vielversprechende Perspektiven.

Im Übrigen wäre es für mich eine ehrenvolle Aufgabe, mehr über das dunkle Schicksal meines Namensgebers zu erforschen. Inzwischen bin ich stolz auf mei-

nen Vornamen und seine Tradition in der Familie – nicht nur, weil ich inzwischen mehr vom Triumphbogen des Kaisers Titus (79–81 n.C.) oder dem Titus-Brief im Neuen Testament weiß, sondern weil ich auch Glück gehabt habe. Denn wenn ich ein Mädchen geworden wäre, hätte ich den Namen meiner Tante Deonilla erhalten... Ob ich das besser gefunden hätte, darf heute mit Mug und Recht bezweifelt werden... ;-)

Dobrudscha-Seminar
vom 29./30. Juli bis 1. August 2021
in Schmerlabach bei Aschaffenburg
 Weitere Informationen beim
 Veranstalter Haus am Maiberg
 (Titus Möllenbeck 06252 9306-12)
 oder im Juni-Heft 2021.

Gedicht von Gertrud Knopp-Rüb



Von Gertrud Knopp-Rüb, der langjährigen Vorsitzenden der Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen, liegen viele Erzählungen und Gedichte vor. Auch von ihr möchten wir in den folgenden Ausgaben des Mitteilungsblattes Beiträge bringen.

Das folgende Gedicht stammt aus ihrem Band „Land. O Land“, Erinnerungen an die verlorene Heimat. Das Bild dazu wurde von Hugo Nauenburg, einem in Brienne geborenen Künstler, geschaffen. Es soll uns an den kommenden Frühling und Sommer in der Dobrudscha erinnern.

Sehnsucht nach der Heimat

*Einmal nur möcht' ich die Heimat noch sehn,
 den großen Garten, den Hof und das Haus,
 möcht' wieder durch alle Straßen dort gehn
 im Schatten vertrauter Akazienalleen
 bis weit in die Steppe hinaus.*

*Wo Ährenfelder im Ostwind sich wiegen
 in unvergänglichen Melodien,
 sich wie liebkosend der Erde anschmiegen,
 daß jäh die Lerchen zum Himmel auffliegen
 und trillernd in tiefere Einsamkeit fliehn.*

*Am Dorfrand möcht' ich noch einmal den Hügel besteigen
 wenn abends die Herden vorüberziehn,
 und müde die Welt in nächtlichem Schweigen
 versinkt, eb' die Sterne tröstend sich neigen
 und strahlend in göttlicher Schönheit verglühn.*

*Doch ist uns die Heimat, die liebe, für immer entchwunden.
 Verlassen wir in der Fremde stehn
 und möchten umsonst in einsamen Stunden
 vom Heimweh in der Hoffnung gesunden
 nur einmal noch die Heimat zu sehn.*



Bild:
 Hugo Nauenburg,
 1994

5 Jahre Museum Friedland

Die Niedersächsische Landesbeauftragte für Heimatvertriebene und Spätaussiedler, Editha Westmann MdL, gratuliert dem Museum Friedland zum fünfjährigen Bestehen. Im März 2016 war das Museum im ehemaligen Bahnhofsgebäude des Ortes, direkt neben dem bekannten Grenzdurchgangslager, eröffnet worden.

Das Museum Friedland erinnert an über vier Millionen Menschen, die dort seit der Gründung des Grenzdurchgangslagers im September 1945 registriert und weitergeleitet worden sind. Im Wesentlichen handelt es sich um Flüchtlinge, Heimatvertriebene und Aussiedler aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, um Heimkehrer aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft und um Aussiedler und Spätaussiedler aus den Nachfolgestaaten der einstigen Sowjetunion. Neben diesen großen Gruppen dient das Grenzdurchgangslager seit über 60 Jahren Bedrängten aus aller Welt als Erstaufnahmeeinrichtung. Das Durchgangslager ist bis heute in Betrieb. Es ist zuständig für die dem Land Niedersachsen zugewiesenen Asylbewerber und für Menschen aus dem Umsiedlungsprogramm des UNHCR (Hoher Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen). Daneben ist es weiterhin erste Anlaufstelle für Spätaussiedler sowie jüdische Zuwanderer aus Osteuropa und Zentralasien.

„Das unmittelbare Nebeneinander von Durchgangslager und Museum ist einzigartig. Es zeigt uns aber leider auch, dass Flucht und Vertreibung zur Gegenwart gehören und wir in Niedersachsen dankbar für Frieden, Wohlstand und Freiheit sein müssen“, stellt Editha Westmann fest. Zu allen Zeiten haben Bedienstete und Ehrenamtliche die Eintreffenden in Friedland mit Verständnis und Anteilnahme empfangen. In dieser Linie erzählt das Museum die Schicksale von Flucht, Deportation, Vertreibung und Aussiedlung und legt den Schwerpunkt auf das Ankommen. „Das ist sinnvoll, weil Aufnahme und Integration einen Prozess bilden, an dem alle Bürgerinnen und Bürger unseres Landes mitwirken sollten. Zur erzwungenen Migration gehören jedoch genauso traumatische Erinnerungen, Verlust und Schmerz sowie Trauer um umgekommene Angehörige. Wer sich ausreichend Zeit für die Ausstellung nimmt und in die Interviews mit Betroffenen hinein hört, wird schnell zu dieser Überzeugung gelangen. Auch daran sollten wir stets denken“, so Editha Westmann.

*Pressemitteilung des Niedersächsischen
Ministerium für Wissenschaft und Kultur
vom 17.3.2021*

Einladung zur kulturellen Landestagung der AG – Frauen im BdV

Unter dem Thema „Frauen in Führungspositionen – zwischen tradiertem Rollenverständnis und Gleichberechtigung“ findet am Samstag, den 08. Mai 2021 eine Tagung per Zoom Online-Meeting statt. Ab 10 Uhr werden Themen behandelt wie „Geschichte der Frauen nach dem Inkrafttreten des Grundgesetzes...“ und „Die Entwicklung der Gewalt gegen Frauen und des Kampfes gegen sexuelle Gewalt gegen Frauen und häusliche Gewalt bis heute“.

Veranstalter:

Arbeitsgemeinschaft der Heimatvertriebenen Frauen im Bund der Vertriebenen,
Schlossstr. 92, 70176 Stuttgart.

Kontakt:

Tel.: 0711 / 625277

Fax: 0711 / 610162

E-Mail: zentrale@bdv-bw.de

Der Monatsspruch Mai 2021

ANDREA AIPPERSBACH

*Öffne deinen Mund für den Stummen,
für das Recht aller Schwachen!*

Sprüche 31,8

Sich für die Hilflosen und Schwachen einzusetzen – das war im Alten Israel und im gesamten Alten Orient ein weit verbreiteter Appell. Immer wieder wird in der Bibel diese Forderung laut. So auch in Sprüche 31,1-8. Die Verse zitieren den Rat einer Mutter an ihren Sohn, den (nicht-israelitischen) König Lemuel von Massa: Anstatt als König seine Privilegien zu genießen, soll es seine wichtigste Aufgabe sein, für andere den Mund aufzutun.

Wie wichtig es ist, sprachlosen Menschen eine Stimme zu verleihen, spüren wir auch in unserem Verein, wenn wir im Haus der Bessarabiendeutschen am Gedenkort für die Verschwundenen Umsiedler stehen. Wir erahnen die Hilflosigkeit und das erzwungene Schweigen, das in den Familien herrschte, als ihre alten, kranken oder behinderten Angehörigen 1940 ins Ungewisse abtransportiert wurden. Wir erahnen das Flehen und die stammelnden Gebete dieser Zeit. Und wir wissen, dass es damals keinen König gab, der für seine entrechteten Schutzbefohlenen den Mund öffnete.

Der Mantel des Schweigens lag lange auf dieser Geschichte. Es ist auch ein Mantel der Schuld. Demütigend für alle.

In Ländern wie Südafrika, Ruanda und Rumänien wurde die eigene gesellschaftliche Schuldgeschichte in Prozessen bearbeitet, die bekannt sind unter den englischen Begriffen „Healing of Memories“ oder „Truth Commission“. Es geht um „Heilung durch Erinnerung“ und Wahrheit.

Es ist wichtig, dass Menschen ihre Geschichte erzählen. Dass sie es schaffen, ihr eigenes Leid, ihre Enttäuschung, ihre Ohnmacht, ihre Wut und ihre Vermutungen zu formulieren. Oder dass jemand anders es stellvertretend für sie tut. Dass jemand für das Recht der Schwachen und Stummen seinen Mund öffnet.

Genauso wichtig ist es, dass ihnen jemand zuhört, so unbequem es auch sein mag. Das Schweigen der Geschichte zu durchbrechen beginnt damit, sich in die Lage des anderen hineinzusetzen. Jeder von uns ist mal Opfer, mal Täter.

Steht bei uns noch etwas aus im Verein? Wir haben als Christen das Amt der Versöhnung in der Hand. Aber Versöhnen ohne das Aussprechen von dem, was war, geht nicht. Damit etwas heilen kann, braucht es das Erinnern und braucht es Wahrheit. Das verlangt Entschlossenheit, denn Unrecht lässt sich erstaunlich gut unter den Teppich kehren.

Für diejenigen, die schon immer laut waren, ist es leichter, die Stimme zu erheben und die persönliche Geschichte im eigenen Sinne zu publizieren. Die Leisen und Gedemütigten brauchen Fürsprecher. Und das ist unsere Aufgabe!

Am Ende der Reise

*Wenn wir am Ende sind unserer Reise und das Ergebnis sehn,
zeigt sich, ob wir töricht waren oder weise und ob wir zu unseren Taten stehn.
Dann wird das Urteil über uns gesprochen, still hören wir es an.
Nicht einer hat je den Richter unterbrochen, weil das keiner kann.
Und es wird auch keine Rolle spielen, wer oder was wir sind;
wir werden nur wie all die vielen
anderen gefragt, ob wir gut oder böse sind.
Dann wird nur das eine zählen,
dass Jesus als die Seimen uns erkennt und uns vor dem Richter aller Seelen bei unserem Namen nennt.*

Ilse Müller, geb. Büchle aus Klöstitz

Giora Feidman feiert seinen 85. Geburtstag

Seit vielen Jahrzehnten „singt“ er zu uns durch seine Klarinette, wie der Klezmer-Musiker selbst es so schön ausdrückt, diesen März feierte Giora Feidman seinen 85. Geburtstag. Geboren wurde der Sohn einer jüdischen Familie am 25. März 1936 in Buenos Aires, Argentinien, doch seine Wurzeln liegen in Bessarabien.

Giora Feidmann gehört zu einer Musikerfamilie, spielt die Klezmer-Musik bereits in 4. Generation. Damals in Bessarabien spielte seine Familie in der Kischinewer Umgebung auch auf bessarabiendeutschen Hochzeiten und Festen, wie im Mitteilungsblatt von Mai 2016 zu lesen ist. Seine Eltern sind jedoch schon viele Jahre vor seiner Geburt nach Argentinien ausgewandert. Seine Mutter bereits 1905, sein Vater 15 Jahre später im Alter von 21 Jahren.

Als Kind spielte Feidman die Klarinette mit seinem Vater. Mit 15 kam er auf eine Musikschule, mit 18 hatte er seine erste Anstellung im Orchester des Teatro Colón in Buenos Aires. Mit 21 Jahren wanderte er nach Israel aus und spielte dort 18 Jahre lang im Israel Philharmonic Orchestra. Anfang der 1970er Jahre begann er schließlich seine Solokarriere und zog nach New York. Er wirkte unter anderem in Peter Zadeks Inszenierung des Theaterstücks „Ghetto“ von Joshua Sobols (1984) und der Filmmusik zu Steven Spielbergs „Schindlers Liste“ mit.

Auch viele Verbindungen zu Deutschland haben sich in seinem Leben ergeben, so dass der das Land nun als seine zweite Heimat bezeichnet und hier, wie in der Ludwigsburger Kreiszeitung vom 25.3.2021 zu lesen war, die vergangenen 9 Monate verbrachte – diese Entscheidung war den strengen Corona-Regeln seiner Heimat geschuldet. Er feierte seinen 85. Geburtstag also fernab von seiner Familie. Die durch Corona verordnete Untätigkeit nutzte er, um Musik aufzunehmen. Ergebnis dieser Schaffensphase ist die CD „85“.



*Giora Feidman wird
85 Jahre alt
Foto: Axel Hindemith,
Wikimedia Commons*

Anne Seemann

Erich Eßlinger – 80 Jahre

Es ist schon eine Weile her, dass Dekan i. R. Erich Eßlinger in Heidelberg im Februar seinen 80. Geburtstag feiern konnte. Es gibt einige Gründe dafür, seines Ehrentages auch jetzt noch im „Mitteilungsblatt“ zu gedenken:

Erich Eßlinger stammt aus einer angesehenen Klöstitzer Familie, die nach Ansiedlung in Polen und Flucht aus dem Osten ihre neue Heimat in Föhrste bei Alfeld/Leine in Niedersachsen gefunden hat. Eine Schwester ist in Alfeld verheiratet. Die Wohnung der Familie lag schräg gegenüber der Kirche; der Vater versah den Küsterdienst in der Gemeinde. Die Tante Johanna Flaig aus Braunschweig hat seinen Weg begleitet und gefördert.

Von Kind auf leicht gehbehindert, machte er trotzdem seinen Weg. Als Erster aus seiner Familie konnte er das Gymnasium Alfeld besuchen, wo ich selbst Jahre zuvor das Abitur gemacht hatte. Auch schaffte er es, die Schule mit dem Abitur abzuschließen. Danach nahm er ein Theologiestudium in Heidelberg auf, das er ebenfalls erfolgreich abschloss. Er wurde in Heidelberg heimisch und schloss sich der dortigen Evangelischen Landeskirche in Baden an, wurde Gemeindepfarrer in Heidelberg. Dabei entwickelte er ein besonderes Interesse und eine starke Begabung für den Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen und wurde daraufhin zum Schuldekan berufen, einem Amt, das es so nur in Baden gibt und das der Betreuung der Religionslehrer dient, in seinem Fall im Umkreis von Heidelberg.

Darüber hinaus organisierte er Hilfsaktionen für die Stadt Simferopol auf der Krim und deren Umgebung, die Partnerstadt von Heidelberg ist und im Zweiten Weltkrieg sehr gelitten hatte. Diese Aktionen begleitete und koordinierte er auch im Ruhestand weiter. Er wurde zum Repräsentanten dieser Partnerschaft. Zu seinem 80. Geburtstag erschien ein Artikel in der lokalen „Rhein-Neckar-Zeitung“, der besonders auf diese Tätigkeit eingeht, zu der ganze Lastwagentransporte gehörten.

Das nahm seine Zeit und Kraft neben seinen amtlichen Aufgaben voll in Anspruch. Deshalb konnte er sich nicht im Bessarabiendeutschen Verein engagieren, obwohl er sich seiner Wurzeln immer bewusst geblieben ist. Einige Jahre wirkte er im „Klöstitz-Ausschuss“ mit, den er einmal nach Heidelberg einlud. Auch sonst versagte er sich nicht, wenn es um Andachten im „Haus der Bessarabiendeutschen“ in Stuttgart ging. Er gehört auch zu den regelmäßigen Spendern des Vereins.

Wir haben viele Gründe, auf Erich Eßlinger stolz zu sein und ihm für sein Engagement zu danken!

Arnulf Baumann

Nachruf auf Kuno Lust

Ein guter Freund – das ist das Beste, was es gibt auf dieser Welt.

† Mit großer Betroffenheit trauern wir um unseren bessarabischen Freund Kuno Lust und sprechen seiner Frau Hedwig Lust, den Kindern und Enkelkindern (mit Familien), und allen Mitgliedern des Bessarabiendeutschen Vereins herzliches Beileid und aufrichtige Anteilnahme aus.

Es ist ein großer Verlust für uns alle. Kuno Lust war ein sehr aktiver Bessaraber und hat uns während unserer Begegnungen bei uns in Bessarabien und in Deutschland große Aufmerksamkeit geschenkt. Kuno hat zusammen mit seiner Frau Hedwig sehr viel für Bessarabien getan. Sie waren immer zusammen, bemühten sich, uns Freude und Gemütlichkeit zu schenken und sie waren immer mit uns.

Unsere Zeilen können Ihnen sicher kaum ein Trost sein in dem Schmerz, den Sie durch den Verlust erlitten haben, aber sie sollen Ihnen zeigen, dass wir in diesen Ta-



gen in Gedanken bei Ihnen sind. Unser großartiger Freund Kuno Lust wird mit seiner freundlichen Ausstrahlung wie eine bessarabische Sonnenblume immer in unseren Erinnerungen bleiben. Ein helles warmes Licht in seine Welt und ewigen Frieden.

*Im Namen aller Freunde aus dem Arziser Bezirk
Stadt Arzis, Anna Stoyanova
4 März 2021*

Nachruf auf Kuno Lust

Ewige Erinnerung und große Dankbarkeit!

† Die Bewohner von Swetlodolinskoje trauern über den plötzlichen Tod des deutschen Bürgers und unseres bessarabischen Landsmannes und Lichtentalers Kuno Lust und sprechen seiner Frau Hedwig Lust, den Kindern und Enkelkindern (mit Familien) unsere tiefe Anteilnahme aus.

Ein großartiger Freund hat uns verlassen, ein wunderbarer Mensch, ein großartiger Bessaraber, der in seine Heimat verliebt war und sich bis zuletzt um sie kümmerte. Kuno Lust wurde am 4. April 1938 in Lichtental geboren. Er lebte sein ganzes Leben in Deutschland. Schon in seiner Jugend wollte er unbedingt die Heimat besuchen, konnte aber erst Ende der 90er Jahre in sein Heimatdorf kommen. Mit der Liebe zu seinem Heimatdorf hatte Kuno auch seine Frau Hedwig angesteckt. Beide wurden zu Ehrenbürgern des Dorfes und waren immer willkommene Gäste. Am 21. September 2009 (bei der 175-jährigen Feier des Dorfes) wurden Kuno Lust und seine Frau Hedwig Lust der Titel „Lichtentaler Ehrenbürger“ verliehen und mit einer entsprechenden Urkunde geehrt.

Unabhängig davon, in welcher Position Kuno arbeitete, erfüllte er seine Aufgaben stets gewissenhaft und sorgfältig und setzte sein Herzblut in alles, was ihm anvertraut wurde. Viele Jahre lang war er als Bundesgeschäftsführer im Verein der Bessarabiendeutschen in Stuttgart tätig gewesen. Eines der Hauptziele dieses Vereins besteht darin, den Gemeinden in der Ukraine und Moldawien (dem ehemaligen Bessarabien) Hilfen zu gewähren, da viele Städte und Dörfer hier von Einwanderern aus Deutschland im frühen 19. Jahrhundert gegründet wurden. Das Ehepaar Lust investierte seine ganze Energie und beträchtliche Mittel, oft auch eigene, in die Verbesserung des Dorfes Swetlodolinskoje. Jeweils 2-3 Mal im Jahr, im Frühjahr und im Herbst, kamen die Lusts ins Dorf. Und jeder ihrer Besuche hatte immer ein Ziel - so viel wie möglich den Menschen zu helfen, den Kindern des Dorfes, den Behinderten, den Armen. Die Einwohner von Swetlodolinskoje begegneten ihnen nicht als Gäste, sondern als ihre freundlichen Mit-Bewohner. Das „Lieblingskind“ der Eheleute wurde der Dorfkindergarten. Dank der großen und langjährigen finanzi-

ellen Unterstützung aus Deutschland, gilt der Kindergarten in Swetlodolinskoje seit 2 Jahrzehnten als einer der Besten in der Region Sarata. Im Kindergarten wurden ausgezeichnete Bedingungen für die Erziehung der Kinder geschaffen. Es wurde zur alljährlichen Tradition, dass jedes der Kindergartenkinder zu Weihnachten und Ostern Geschenke von der Familie Lust erhielten. Das Ehepaar Lust kümmerte sich auch um die Schulkinder. Jedes Jahr am Tag des Wissens erhielten die besten Schüler der Schule eine finanzielle Belohnung für gutes Lernen. Diese Aktion wurde von Kuno Lust persönlich ins Leben gerufen.

Als gütiger und gutherziger Mensch vergaß er nie die Armen. Er half der medizinischen Sozialstation des Dorfes, stellte Mittel für Medikamente zur Verfügung, investierte persönliches Geld in die Infrastruktur des Dorfes. Kuno war sehr stolz auf die Eröffnung des Heimatmuseums im Dorf im Jahr 2011. Er wiederholte gerne, dass er sein Heimatland, das Land seiner Vorfahren, fast 20 Mal hintereinander besuchte. 2018 und 2019 brachte unser Landsmann seine erwachsenen Enkelkinder mit und zeigte ihnen stolz das erhaltene Haus seines Großvaters.

An der Spitze der Gemeinschaft der Lichtentaler nahm dieser unermüdete Mann an allen Umgestaltungen des Dorfes teil. Durch die Bemühungen des Vereins der Bessarabiendeutschen wurden in den letzten Jahren Maßnahmen ergriffen, um die Mauern der Kirchenruine im Zentrum des Dorfes zu erhalten. Der obere Rand der Mauern wurde mit Blech abgedeckt, um ihre weitere witterungsbedingte Zerstörung zu verhindern.

Der Park und die Straße im zentralen Teil des Dorfes wurden saniert und am Dorfeingang wurde ein Bogen mit dem Gründungsdatum des Dorfes Lichtental errichtet.

Alle diese Hilfen / Verbesserungen für das Leben der Bewohner von Swetlodolinskoje wurden Dank des großen Einsatzes und des persönlichen Engagements dieser einen Person mit einer großen, großzügigen Seele und einem freundlichen, aufgeschlossenen Herzen erst möglich.

Es ist traurig, dass er nicht mehr unter uns ist, ein unersetzlicher Verlust für uns alle. Ewige Erinnerung gilt ihm, verbunden mit der größten Dankbarkeit der Bewohner des Dorfes Swetlodolinskoje und der Familie Prodanov.

Kuno Lust wird immer als ein freundlicher, anständiger und unglaublich bescheidener und intelligenter Mensch in unseren Erinnerungen bleiben.

Ljubov und Vladimir Prodanov.

Übersetzung aus dem Russischen:
Viktor Fritz

Nachruf auf Herbert Keller

Am Donnerstag, den 25. März wurde Prediger i.R. Herbert Keller im Alter von 91 Jahren aus diesem Leben in die Ewigkeit abberufen.

Herbert Keller wurde am 15.07.1929 in Klöstitz (Bessarabien) als Sohn der Eheleute Reinhold und Anna Keller geboren. Als rumänischer Staatsangehöriger besuchte er ab 1935 die rumänische Volksschule. Im Oktober 1940 wurde die Familie nach Deutschland umgesiedelt und verbrachte ein Jahr im Lager in Pfaffenrode bei Mühlhausen (Thüringen). Es folgte die Übersiedlung in den sogenannten Warthegau in Polen. Nach Kriegsende kam die Familie zunächst nach Berlin und dann nach Neinstedt im Harz. Am 06. Januar 1946 wurden sie der Ortschaft Preußisch Börnecke zugeteilt, wo Herbert Keller in der Landwirtschaft arbeitete. 1948 kehrte der Vater aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft zurück und übernahm einen landwirtschaftlichen Betrieb, in dem dann auch Herbert Keller mitarbeitete.

Wiewohl Herbert Keller gläubige Eltern hatte, stand er dem Glauben zunächst ablehnend gegenüber. Nur nach viel Zureden fuhr er im Dezember 1948 zu einer Rüstzeit und fand dort zum lebendigen Glauben. Bei der abschließenden Abendmahlsfeier wurde ihm die Andacht über den Missionsbefehl Jesus Matth 28,19f. zur Berufung in den ehrenamtlichen Dienst. Wieder zu Hause angekommen, gründete er einen Jugendkreis, dessen Leiter er wurde. Zu Pfingsten 1949 gründete er zudem einen Posaunenchor.

1951 übernahm er dann seinen eigenen Landwirtschaftsbetrieb und wurde selbst-

ständig. Im gleichen Jahr heiratete er Frieda Klapproth. Den Eheleuten wurden drei Töchter geschenkt.

Im Januar 1952 nahm Herbert Keller an einer theologischen Rüstwoche in Naumburg teil. Dort traf ihn der Ruf des Herrn in den hauptamtlichen Dienst eines Predigers. Zunächst fühlte er sich aber nicht begabt genug für diese Aufgabe. Doch der Ruf ließ ihn nicht mehr los und so bewarb er sich am 23.09.1955 beim Gemeinschaftsverband Sachsen-Anhalt.

Die erste Station seines Dienstlebens war dann Bernburg. Dort war er von Februar 1956 bis Ende September 1957 als Praktikant eingesetzt. In dieser Zeit absolvierte er auch die verbandseigene Predigerausbildung. Im Oktober 1957 übernahm er seine erste Predigerstelle im Bezirk Staßfurt. Den Dienst des Bezirkspredigers versah er dort bis August 1974. Danach wurde ihm die Predigerstelle im Bezirk Burg übertragen. Er war dort Prediger im Angestelltenverhältnis bis Ende Juli 1995. Danach trug er noch einige Jahre ehrenamtlich Verantwortung für die Verkündigung im Bezirk.

Neben seinem Predigerdienst berief der Verbandsvorstand Herbert Keller von 1971 bis 1976 als Referent für „Ehen und Familien“ im Gemeinschaftsverband Sachsen-Anhalt.

Zudem brannte sein Herz ganz besonders für die Glaubensgeschwister aus der ehemaligen bessarabischen Heimat. Nach Kriegsende lebten diese in ganz Deutschland verstreut und mussten sich in der neuen Heimat und in einer ihnen fremden Gemeinschaftsarbeit zurechtfinden. So kam es zur Gründung eines organisier-

ten Besuchsdienstes unter den Bessarabiern, um diese im Glauben zu stärken und die Verbindung untereinander zu erhalten. Ab Februar 1965 wurde Herbert Keller vom Vorstand des Gemeinschaftsverbandes Sachsen-Anhalt monatlich 8 Tage für diese Arbeit freigestellt.

Herbert Keller war von ganzem Herzen Evangelist. Was ihn in seinem Dienst angetrieben hat, lässt sich am besten mit dem Bibelwort aus Apg. 4,20 sagen: „Wir können's ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben“. Wir danken Gott, dass er Herbert Keller in den Dienst unseres Verbandes gestellt hat. Wir danken auch der Ehefrau und der Familie, dass sie diesen Dienst mitgetragen haben.

Wenige Tage vor seinem Heimgang hatten sich Herbert Keller und seine Frau mit Covid-19 infiziert. Sie mussten ihr zu Hause verlassen und sich in Kurzzeitpflege begeben. Bei Herbert Keller kam Fieber dazu, so dass er ins Krankenhaus eingewiesen wurde. Er konnte jedoch nach kurzer Zeit wieder in die Kurzzeitpflege zurückkehren und ist dort in der Gegenwart seiner Frau friedlich heimgegangen.

*Der Vorstand
Des GVSA*

Traueradresse:

Da noch nicht absehbar ist, wann Frau Keller wieder in ihre Wohnung zurückkehren kann, die Kondolenzpost bitte an:

*Frau Christine Weingärtner
Nachtweidenstr. 10
39288 Burg*

Nachruf auf Herbert Keller, Nachtrag

Im Anschluss an den Nachruf des Gemeinschaftsverbands soll noch etwas näher auf die große Bedeutung Herbert Kellers für die Bessarabiendeutschen eingegangen werden:

Herbert Keller stammt aus einer der Gemeinschaftsbewegung nahestehenden Familie, die während der Kriegsjahre im Kreis Konin/Warthe angesiedelt war. Als Schüler verschiedener Klassen der Oberschule für Jungen in Konin lernten wir uns kennen. Infolge verspäteter Freigabe der Flucht („Evakuierungsbefehl“) konnte die Familie Keller nicht rechtzeitig auf die

Flucht gehen, wurde von der Roten Armee überholt und in den bisherigen Wohnort zurückgeschickt. In seinem Beitrag „So bin ich geführt worden“ (Jahrbuch 2004, S. 223ff.) hat er berichtet, welche schweren Misshandlungen er daraufhin ausgesetzt war. Im Dezember 1945 wurde der Familie die Ausreise in die DDR gestattet.

Dort kam er in Kontakt zur Gemeinschaftsbewegung in der DDR. Er hatte mit seiner Frau Friedel, geborene Klapproth, eine Siedlerstelle als Landwirt angenommen, als er zu einer Jugendfreizeit

eingeladen wurde, die dann die entscheidende Wende zum christlichen Glauben und zur aktiven Betätigung in der Jugendarbeit brachte. Daraufhin wurde er aufgefordert, sich zum Prediger ausbilden zu lassen, was er als Verpflichtung empfand. Er wurde Prediger in Stassfurt und danach in Burg bei Magdeburg.

Keller hat nie verleugnet, dass er aus Bessarabien stammte. Das war in der DDR nicht unproblematisch, denn die Behörden achteten streng darauf, dass die gemeinsame Herkunft aus osteuropäischen Gebieten nicht zur Grundlage einer Orga-

nisation wurde – Landsmannschaften waren undenkbar. Keller fiel auf, wie viele Gemeinschaftsmitglieder aus Bessarabien stammten. Mit Hilfe der einst schon in Bessarabien tätigen „Mission für Südosteuropa“ wurden „Glaubenstage“ veranstaltet, an denen viele Bessarabiendeutsche teilnahmen. Da sie oft vereinzelt lebten, entwickelte Keller 1960 einen regelmäßigen Rundbrief, der anfangs mit der Schreibmaschine geschrieben und vervielfältigt werden musste, später mit Vervielfältigungsapparaten, anfangs in 150, zu Anfang der Achtzigerjahre aber in 650 Exemplaren, die als Privatbriefe von ihm versandt wurden. Daraus entwickelte sich ein Besuchsdienst, der im Gnadauer Gemeinschaftsverband verankert wurde und sowohl Gemeinschaftskreise als auch Einzelpersonen umfasste. Daran beteiligten sich weitere bessarabiendeutsche Prediger, wie Emil Geigle, Albert Bechtle und weitere. Den Behörden fielen immer wieder die schwäbischen Familiennamen der Prediger auf, sowie die starke Beteiligung von bessarabischen „Neubürgern“, weshalb es oft zu Nachfragen kam. Doch Keller betrieb sich auf die DDR-Verfassung, die Gottesdienste und Glaubensveranstaltungen ausdrücklich billigte. Er ging unerschrocken auf die Behörden zu und konnte sie in seiner nüchternen Art und mit einer gewissen Bauernschläue immer wieder von der Harmlosigkeit der Veranstaltungen überzeugen. Meines Wissens war der „Besuchsdienst im Evangelisch Kirchlichen Besuchsdienst im Gnadauer Gemeinschaftswerk in der DDR“ die einzige, wenn auch sehr lockere Organisation aus Vertriebenenkreisen in der DDR; sie wurde durch die Besuche der Prediger, durch Glaubenstage, Bibelrunden und durch den Rundbrief zusammengehalten. Im Jahrbuch 2008, S. 216ff. hat Keller darüber berichtet.

Herbert Keller tat seinen Dienst bewusst im Rahmen der Kirche. So hatte er auch keine Probleme, nach der „Wende“ im Hilfskomitee mitzuarbeiten. Schon beim ersten Treffen nach der Grenzöffnung in Brietzke bei Magdeburg war er dabei. In der Folge wurde er in den Bundesvorstand von Hilfskomitee und Landsmannschaft berufen und hat dort sachlich wie immer mitgearbeitet.

Er hat auch im Ruhestand seinen Dienst fortgesetzt. In den letzten Jahren war er durch die schwere Krankheit seiner Frau allerdings eingeschränkt, auch die eigene Gesundheit war beeinträchtigt.

Es bleibt die dankbare Erinnerung an einen Mann, der wesentlich zum Zusammenhalt der Landsleute in der DDR beigetragen hat und ein treuer Zeuge des Glaubens war.

Arnulf Baumann

Nachruf auf Edwin Kelm Bessarabien trauert.

† In stiller Trauer nehmen wir Abschied von unserem lieben Freund Doktor h.c. Edwin Kelm. Das ist für uns ein sehr schmerzlicher Verlust. Er war seit 1996 Ehrenbürger der Stadt Arzis und seiner Heimatgemeinde Friedenstal. Als Zeichen der hohen Wertschätzung seiner Persönlichkeit in ganz Bessarabien, wurde ihm auch in vielen anderen Gemeinden die Ehrenbürgerurkunde überreicht.

Edwin Kelm wurde am 8. August 1928 in Friedenstal/Bessarabien geboren. Dort erlebte er auch eine glückliche Kindheit. Diese glückliche Zeit hat er das ganze Leben lang im Herz behalten. Die Liebe zur Heimat war so tief, dass er auch später immer sagte, dass Friedenstal ein Maß für das Schönste sei.

Aber als Folge des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes wurde die Familie im Jahre 1940 umgesiedelt. Bis 1945 war die Familie in Polen. Im Januar musste sie fliehen. Der Vater wurde vor den Augen des 16-jährigen Sohnes erschossen. Hier verspricht der trauernde Junge: „Wenn ich den Krieg überlebe, dann will ich mich mit meiner ganzen Kraft für den Frieden und die Völkerverständigung einsetzen, damit alle Menschen in Frieden miteinander leben können“

Diese Worte wurden sein Lebesziel, das er sein ganzes Leben, zusammen mit seiner Frau Olga, zu erreichen versucht hat. Und er hat sehr viel unternommen, um dieses Ziel zu realisieren. Als Bauunter-

nehmer half er vielen Familien der Bessarabiendeutschen. Es war ihm ein Anliegen, mit attraktiven Vorträgen auch die jüngere Generation für unsere gemeinsame Geschichte zu interessieren. Er wurde eine bekannte Persönlichkeit in der Politik seiner neuen Heimatgemeinde und erreichte viel als langjähriger Bundesvorsitzender der Bessarabiendeutschen, für die Erhaltung von Volkstum und Glauben, als Fundament der Zukunft.

Das Ehepaar Kelm machte als Erstes nach dem Krieg eine Reise nach Bessarabien und bahnte damit den Weg für tausende Landsleute nach der geliebten Heimat. Sie besuchten Häuser, sie fühlten mit Herzen und Tränen die ehemaligen Häuser, Gärten und Bäume, und spürten nach langen Jahren die Wärme des einmal glücklichen Lebens. Die heutigen Bewohner und die damaligen Hausbesitzer wurden Freunde. Wir gehören für immer zusammen. Es ist sehr viel davon in Bessarabien geblieben. Die wiederaufgebauten Kirchen, die vielen Denkmäler, als Zeichen für den Brückenbauer und großen Patrioten der beiden Heimaten.

Wir trauern mit Euch und sprechen allen Angehörigen unser aufrichtiges Beileid aus.

Wir werden unserem sehr liebevollen und wertvollen Freund in großer Achtung und Wertschätzung ein ehrendes Gedenken bewahren.

Anna Stayanova, Arzis

*Legt alles still in Gottes Hände,
die Zeit, die Stund, den Anfang und das Ende.*

Nach einem erfüllten Leben entschlief unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Oma, Uroma, Schwägerin, Tante und Cousine

Ida Zander

geb. Necker
* 23.2.1926 † 22.3.2021

In Liebe und Dankbarkeit
Kurt Zander und Frau Gudrun
Gerd Schütt und Frau Gudrun geb. Zander
ihre lieben Enkel und Urenkel
Michael und Loreen mit Paul und Hans
Georg und Jacqueline mit Helene und Theodor
Juliane und Marcel mit Michel
Christian und Nicole mit Till
sowie alle Anverwandten

Die Trauerfeier mit anschließender Beisetzung findet im engsten Familienkreis statt.

Nachruf auf Edwin Kelm

Beileid an die Verwandten und Assistenten von Dr. Edwin Kelm

✝ Dieser Nachruf erschien auf der Facebook-Seite des Bürgermeisters von Tatarbunary, auf der Website des Stadtrats von Tatarbunary und wurde auch an die Bezirkszeitung „Tatarbunary Herald“ gesendet.

Der aus Bessarabien stammende Edwin Kelm vertrat die Ideale des Friedens und der guten Beziehungen zwischen den Völkern.

Der Stadtrat von Tatarbunary gibt mit großer Trauer bekannt, dass am 7. April 2021 der Ehrenpräsident der Vereinigung der Deutschen aus Bessarabien, Ehrenbürger von Arzis, ein großer Philanthrop von Bessarabien, eine aktive Persönlichkeit des öffentlichen Lebens, Doktor der Geschichte Edwin Kelm verstorben ist.

Der selbst kürzlich verstorbene Kuno Lust, Vorstandsmitglied des Bessarabiendeutschen Vereins, bezeichnete Bessarabien als die zweite Heimat von Edwin Kelm. Hier wurde Edwin Kelm im August 1928 im Dorf Mirnopolie im Bezirk Arzis in eine hartarbeitende deutsche Familie hineingeboren, die hier bis 1940 Landwirtschaft betrieben hatte. Nachdem Edwin Kelm gezwungen war, nach Deutschland zu ziehen, erreichte er, der schon in jungen Jahren an die Arbeit gewöhnt war, durch unabhängige und harte Arbeit eine starke berufliche Laufbahn und eine selbstbewusste soziale Position. Er begann als einfacher Arbeiter, promovierte zum Doktor der Geschichtswissenschaften und widmete sich dann der Bauindustrie. Seine Erfolgsbilanz umfasst den Bau vieler sozialer, kultureller und religiöser Stätten: Kindergärten, Krankenhäuser, Theater, Kirchen und Häuser.

Als Edwin Kelm in Stuttgart lebte, vergaß er nie das Land, in dem er seine Kindheit verbrachte. Edwin Kelm leitete die Vereinigung der Deutschen aus Bessarabien mehr als zwanzig Jahre lang und wurde später deren Ehrenpräsident. Er setzte alle Bemühungen in die Bildung guter und freundschaftlicher Beziehungen zwischen den deutschen und ukrainischen Völkern. Er kam jährlich an die Orte ehemaliger deutscher Siedlungen in Bessarabien und Moldawien und stärkte so die zwischenstaatlichen Beziehungen. Als er das Ausmaß der Not in der ukrainischen

Gesellschaft verstand, kam er nie einfach so. Es war immer ein wohlwollender, freundlicher Besuch, um den Menschen und sozialen Institutionen zu helfen, die es wirklich brauchten. Krebspatienten, die Mittel für komplexe Operationen benötigen, ältere Menschen, Wohltätigkeitsheime – sie alle bekamen die besondere Aufmerksamkeit von Edwin Kelm und seinen Assistenten. Einschließlich des Hauses der Barmherzigkeit, das im Dorf Primorskoe im ehemaligen Tatarbunary-Distrikt betrieben wird. Außerdem verließ er Krankenhäuser, Schulen und Kindergärten nie, ohne ein Mitbringsel dort zulassen, und half ihnen mit eigenen Mitteln. Es gibt viele Kirchen in Bessarabien und Moldawien, die auf Initiative von Edwin Kelm restauriert wurden.

Als wahrer Anhänger des Friedenskampfes förderte Edwin Kelm durch seine aktive Position das gegenseitige Ver-

ständnis zwischen Völkern und Nationen. Der Stadtrat von Tatarbunary trauert mit seinen Verwandten und Freunden um den nicht wiedergutmachenden Verlust und spricht der gesamten Familie von Edwin Kelm sowie seinen Assistenten in der Ukraine und in Deutschland, insbesondere der Sekretärin Lore Netzsch und seinem engsten Berater Valery Skripnik, dem Adoptivsohn von Edwin Kelm, sein Beileid aus.

Die Bewohner der Region Tatarbunary werden sich an Edwin Kelm erinnern, diesen aufrichtigen Mann, der den guten Geist und die Freundlichkeit zwischen den Menschen schätzt.

*Tatarbunary Bürgermeister, Andrei Glushchenko
Mitglied der Gesellschaft der Bessarabischen Deutschen über humanitäre Hilfe
Mikhail Gusarenko*

Ein großes und erfülltes Leben ist zu Ende gegangen.
Wir müssen Abschied nehmen von

Dr. h.c. Edwin Kelm

Ehrenvorsitzender des Friedenstaler Heimatausschusses

* 8. August 1928 † 7. April 2021
Friedenstal

In dankbarer Erinnerung
Der Friedenstaler Heimatausschuss

Die Beerdigung fand am 17. April 2021 im engsten Kreis auf dem Friedhof seines Wohnorts Möglingen statt.



Wir nehmen Abschied von unserem Ehrenvorsitzenden, Bundesvorsitzenden der Jahre 1982-2004, Träger des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse

Dr. h.c. Edwin Kelm

* 08.08.1928
Friedenstal

† 07.04.2021
Weissach im Tal

Seine Verdienste für den Zusammenhalt unserer Volksgruppe und für die Völkerverständigung werden ihn überdauern.

In ehrendem Gedenken

Der Vorstand des Bessarabiendeutschen Vereins e.V.

Brigitte Bornemann, Erika Wiener, Egon Sprecher,
Renate Nannt-Golka, Diakon Günther Vossler, Dr. Hartmut Knopp

*Eine Gedenkfeier für Edwin Kelm wird zu gegebener Zeit
anekündigt werden.*

Absender:
Bessarabiendeutscher Verein e.V.
Florianstraße 17, 70188 Stuttgart

Du bist nicht mehr da, wo du warst,
aber du bist überall wo wir sind

Elma Körner

geb. Engelhardt
* 07.08.1926 † 16.03.2021
in Hoffnungstal in Heimsheim

In Liebe und Dankbarkeit
nehmen wir Abschied
von unserer Mutter, Oma und Uroma.

*Siegfried Körner, Ruth Matt,
Ursula Samely und Regina Körner
mit Familien*

In Liebe und Dankbarkeit nahmen wir Abschied von

Irma Lagger

geb. Machau
* 11.12.1923 † 22.3.2021
Neu-Alexandrowka in Beilstein

die Kinder mit Familien.

Nach langer schwerer Krankheit ist er zu seiner
letzten Reise aufgebrochen

Helmut Unrath

* 8. November 1939 † 1. April 2021
in Glückstal Bad Rappenau-Fürfeld

wir vermissen ihn alle sehr

*Deine Margaretha,
Deine Söhne Michael, Volker, Thomas und Jochen
mit ihren Familien*

*Denn wir haben hier keine Stadt,
die bestehen bleibt.
Wir suchen viel mehr nach
der zukünftigen Stadt.
Hebräer 13, 14 (Basisbibel)*

Nach einem langen, gesegneten Leben
rief Gott, der Herr,

Herbert Keller

* 15. Juli 1929 † 25. März 2021
in die Ewigkeit.

Er darf jetzt erleben, was er geglaubt hat.

Es trauern um ihn

Frieda Keller

Heinz Schmidt

Georg und Renate Schmidt

Ulli und Christine Weingärtner

Enkel und Urenkel

sowie alle Angehörigen und Freunde

Burg, im März 2021

Die Trauerfeier fand am 01.04.2021 um 14.00 Uhr in der Trauer-
halle im Hause der Pietät Burg im engsten Familienkreis statt.

Besuchen Sie unsere Homepage:
www.bessarabien.de

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß, homepage@bessarabien.de

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Bundesvorsitzende: Brigitte Bornemann, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (07 11) 44 00 77-20, E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.de

Redaktion: Anne Seemann, Telefon 0173 / 21 58 509 (Schriftleitung); Karl-Heinz Ulrich (Kirchliches Leben)

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de, per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben). Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Geschäftsstelle des Vereins zu erhalten.

Vertrieb: Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben), Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres möglich.

Druck und Versand: QUBUS media GmbH, Beckstraße 10, 30457 Hannover

Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR,

Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen 50,- EUR. Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart, IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42, BIC: SOLADEST600

STUTTGART 

Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart